

Träume

19

19

L I T T E R A T U R

L I T T E R A T U R

STERN

STERN

ISSN 0944-520X Winter 2010 € =8,—; SFR=13,—

MÜNCHEN\BERLIN

MÜNCHEN\BERLIN





TORSO

herausgegeben von

Eike-Wolfgang Kornhass, Alexej Moir, Ulrich Schäfer-Newiger, Hermann Wenzel

Bestellungen und Abonnements: Ulrich Schäfer-Newiger,

Am Glockenbach 5, 80469 München;

Tel.: 0172 / 82 47 177

e-Mail: ul51@gmx.de

Bankverbindung: Stadtparkasse München, Kto. Nr. 901-23 92 10, BLZ: 701 500 00

Int. Bank Account Number: DE37 7015 0000 0901 2392 10; SWIFT-BIC.: SSKMDEMM

Kontakte Berlin: Clemens Kuhnert, Friedelstr. 54, 12047 Berlin, Tel. 030/6234902

TORSO-Fax: 089/38899393

Internet: www.torso-lit.de

Unveröffentlichte Manuskripte an

Alexej Moir, Hochstraße 33, 81541 München, Tel.: 089/483437,

e-Mail: al.moir-autor@t-online.de

Kurze Angaben zur Person erwünscht. Alle Rechte verbleiben bei den Autoren.

Umschlag/Layout: Hermann Wenzel

Layout und Satz: Robert Mamuzic,

e-Mail: r.mamuzic@web.de

Druck auf chlorfrei gebleichtem Papier:

Kastner AG - das medienhaus, Schloßhof 2-6, 85283 Wolnzach

info@kastner.de, www.kastner.de

Einzelpreis: € 8,- Abonnementpreis je Ausgabe: € 7,-

jeweils zuzüglich Versandkosten.

Wir bitten um Beachtung der Anzeigen.

ISSN 0944-520X

Mit freundlicher Unterstützung des Kulturreferats der Landeshauptstadt München



Autorensteckbrief

Im TORSO Nr. 18 haben wir von Rolf Grimminger die „Ballade in Fragmenten“ veröffentlicht. Dabei ist der Text bei der zur Druckvorbereitung notwendigen Digitalisierung an einer Stelle verändert worden. Diese Veränderung wurde erst nach Erscheinen der Ausgabe bemerkt. Rolf Grimminger wurde fälschlicherweise auch im Autorensteckbrief nicht erwähnt, was wir an dieser Stelle nachholen.

Wir bitten den Fehler und dieses Versehen zu entschuldigen.

Rolf Grimminger

Geb. 1941. Hatte bis vor kurzem einen Lehrstuhl für Germanistik inne. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt Erzählungen. Lebt in München.

Hermann Wenzel

Geb. im Rheinland. Studien: Architektur, Archäologie. Plant, malt, forscht, schreibt, lebt in München.

Ulrich Schäfer-Newiger

Geb. 1951 in Hessen. Studium der Literatur-, Rechts- und Sozialwissenschaft in Frankfurt a. M., lebt in München. Rechtsanwalt, lesesüchtiger Gelegenheitsautor.

Vasile V. Poenaru

geb. 1969, Germanist und Autor. Mehrjährige Tätigkeit als Journalist für kanadische Zeitungen. Veröffentlichte literaturwissenschaftliche Abhandlungen, Essays, Kurzgeschichten und Lyrik, in Deutschland, Österreich, Kanada und den USA.

Alexej Moir

Geb. in der Lüneburger Heide. Studium der Slawistik, Turkologie und Balkanologie. Lebt als freier Autor in München.

Clemens Kuhnert

Geb. 1965. Studium in München. Arbeitet als Architekt in Berlin. Mitherausgeber der Berliner Literaturzeitschrift „lauter niemand“.

Kristian Kühn

geb. 1947 in Wittenberge. Regisseur und Autor. Veröffentlichungen in diversen Literaturzeitschriften und Anthologien. Lebt seit 1975 in München.

Eike-Wolfgang Kornhass

Historiker. Autor und Verleger in München. Im Diogenes-Fass ausgebaut. Wenig Restsüße. Im Abgang aber mild.

Heike Knapp

Teilnehmerin am TORSO-Wettbewerb „Traum“. Lebt in Ahrensmoor.

Jörg Kleemann

lebt in Berlin. Er veröffentlichte Gedichte in diversen Zeitschriften und Anthologien.

Ralf Hilbert

Teilnehmer am TORSO-Wettbewerb „Traum“. Lebt in Paderborn.

Constanze Geertz

Teilnehmerin am TORSO-Wettbewerb „Traum“. Lebt in Duisburg.

René Egger

Geb. in St. Gallen. Werber und Texter in Zürich und Winterthur. Von 1994-2004 Dozent für Textgestaltung und Kommunikation in Zürich. Malt und schreibt. Preisträger des TORSO-Wettbewerbs „Wasser“ 2006.

Christian Budvar

Autor und Teilnehmer am Haidhauser Werkstattpreis in München. Professur in Oxford.

Maike Braun

Teilnehmerin am TORSO-Wettbewerb „Traum“. Lebt in Hamburg.

Magdalena Boettcher

Teilnehmerin am TORSO-Wettbewerb „Traum“. Lebt in München.

Hans D. Boeters

Geb. 1944 in Berlin. Lebt als freier Anwalt in München. Zahlreiche Veröffentlichungen in den Zeitschriften SIGNUM, ABRAXAS, Klivuskante, Am Erker.



Inhalt

- 3 Christian Budvar
Und was haben Sie zu sagen?
- 6 Eike-Wolfgang Kornhass
Ein Anarchist mit Seitenlinie
- 9 Hans D. Boeters
Sowohl als auch, einfach
rein solidarisch
- 14 Clemens Kuhnert
tun und lassen – sich drehen
- 16 **TORSO-**
Literaturwettbewerb Träume
Einführung:
Ulrich Schäfer-Nerwiger
- 18 Maïke Braun
Das Auge der Eifel
- 21 Wolfgang Scherreicks
Der kleine Dostojewski
- 25 Ralf Hilbert
Mar – Traum und Tod
- 27 René Egger
Die Seilschaft
- 34 Heike Knapp
Damenopfer
- 35 Constanze Geertz
Neusiedlersee
- 38 Jörg Kleemann
Blue Moon – Aus der Zeit geschaltetes
Jahr
- 39 Magdalena Boettcher
Träumten die Menschen
des Magdalénien?
- 43 Kristian Kühn
Anmerkungen zum Lyrikpreis
München
- 46 Ulrich Schäfer-Nerwiger
Kleiner Almanach unmöglicher
deutscher Wörter
- 48 Vasile V. Poenaru
Vom Scheintod des Autors
- 54 Alexej Moir
Islam: Die schier grenzenlose
Sucht nach Reinheit
- 57 Hermann Wenzel
Kybernetik des Alphabets
am Beispiel der Runen oder
Wie die Buchstaben ihr
Aussehen erhielten
- Autorensteckbrief
- Grafiken: „Minoische Partituren“
von Hermann Wenzel,
Seiten 11, 17, 29, 52**
-

EDITORIAL

Große Verbeugung! TORSO I heute erhalten! Jener schöne alte Torso, der Schuld hat, dass ich mich in TORSO verliebte. Dort wollte ich akzeptiert und veröffentlicht sein, eine derart schöne Literaturzeitschrift, mit diesem Papier, mit diesem Äußeren und nicht zuletzt mit solchen Texten, das war mein Rahmen, mein Bett, nur dieses und kein anderes.

Wissen, wohin man gehört, aber auch, wo man ganz gewiss nicht sein will!

Du selbst hast dich eventuell schon gefragt, warum hab ich mich mit Runen auseinandergesetzt, liest ja eh keiner, ist am Ende eh vergessen, doch siehe da, einer sitzt über einem Thema, grübelt und fingert nach weiterem Material und erinnert sich plötzlich.

Innerhalb meines Manuskripts wird Dein Name nun zum zweiten Mal genannt.

Und es bestehen Chancen für eine große Kenntnisnahme. Meine Erkenntnisse lasse ich weg, bin zum Nachdenken zu faul, doch ich habe einen Mitarbeiter des Germanischen Museums für ein paar Faustknochen begeistern können. Er ist nun u. a. Faust-Paracelsus auf der Spur. Die Spuren sehen gut aus, es könnte für eine Landstraße reichen.

Unter uns gesagt, an diesem Germanischen Museum sind scheinbar Leute von derartiger Qualifikation zu Gange, Höppala, Du legst die Ohren an!

Übrigens, der Lauch wächst hier im Halbschatten des Waldes unter Buschgestrüpp und Hainbuchen.

Sei bedankt!!!

j.s.

CHRISTIAN BUDVAR

Und was haben Sie zu sagen?

— Auszug aus der „Morgenschrift“
Christian Budvar, Februar 2010

Das Souterrain war voller Menschen, die von den S-Bahnen heraufkamen und sich auf die einzelnen Aufgänge, die Bäckerei und den Kiosk verteilten. Ich selbst ging geradewegs zur Rolltreppe und stieg ein paar der hinabfahrenden Stufen hinunter, bis ich auf den Bahnsteig sah und mich versichert hatte, meiner SBahn zuvorzukommen und mir daher Zeit lassen zu können.

Zum Stehen kommend, schaute ich zur gegenüberliegenden Rolltreppe hinüber, die eine Panoramaaussicht auf die lokale Menschheit bot. Dort erschien ein Gesicht nach dem anderen, auf- und eingereiht wie auf einem Förderband, jede und jeder ein wenig anders, und so glänzte in mancher Augen der dahinschmelzende Schnee, während die Gedanken anderer zu Hause geblieben waren, aus Sorge oder Liebe, wer weiß das schon. Wieder andere hatten Arbeitskollegen getroffen und waren Tratsch wie Klatsch erlegen, wohingegen einige in Zeitungen und Büchern einen letzten Absatz lasen und sich manch Arbeitstier anstrenge, die eine oder andere Sache bereits am Handy zu erledigen.

Am Bahnsteig stellte ich mich dorthin, wo jener Abschnitt der S-Bahn anhalten würde, der zwei Stationen später, am Marienplatz, üblicherweise dort stehenbleiben würde, wo sich der Abgang zu den tieferliegenden U-Bahnen befindet. Ich wollte die zehn Minuten, bis ich dorthingelangt und in der U-Bahn zum Sitzen gekommen war, ruhig verstreichen lassen, weshalb ich mich zur Seite wandte und über den Bahnsteig zurückschaute, um den Menschen zuzusehen und meinen Gedanken nachzuhängen. Kurz nach halb zehn würde ich im Büro sein, das wäre gut. Danach schwieg ich innerlich und genoß die auslaufende Morgenhektik, da ich oft genug am späten Vormittag außer Haus kam und mir die Kanten des Morgens in der darauffolgenden Dumpfheit abgingen: In dieser Zeit hatten es die meisten nicht sonderlich eilig und manche hatten wohl gar nichts mehr zu tun — ob sie als Müssiggänger nichts tun können, weil sie nichts zu tun haben oder als arme Schlucker nichts zu tun haben, weil sie nichts tun können, spielte dabei keine Rolle. Ich versuchte den Gedanken daran wieder abzuschütteln, denn diesmal war es ein ausgesprochen lebendiger Morgen. Von Menschen umgeben, trat ich seitlich an die stehenbleibende S-Bahn heran, damit ich als erster einsteigen und mir meinen Platz aussuchen konnte. Ich stellte mich direkt gegenüber der Einstiegstür hin, weil ich am Marienplatz auf gleicher Höhe anderseitig aussteigen wollte und am Isartor, der Station zwischen Rosenheimer Platz und Marienplatz, diese gegenüberliegende Tür verschlossen bleiben würde, so daß ich dort

ungestört würde stehen können. Es sind noch immer viele auf dem Weg ins Zentrum; ich schaute von einem zum anderen — wie sie auf ihren Plätzen saßen und sich zu ihrer Arbeit schaukeln ließen; wer von ihnen wäre glücklich, das fragte ich mich gerne, wenn ich in der SBahn oder U-Bahn stand oder saß: Wer von ihnen ist glücklich oder gar zufrieden?

Dabei sah ich mitunter diesen Anstrich einer Leere, die entsteht, wenn einen die Gedanken hinfortreißen und ein leeres Haus zurückbleibt — unbewohnt, man kann es spüren, selbst wenn man nicht zu sagen vermag, was es wäre — es bleibt dieses Gefühl, vor einer Fassade zu stehen. Dann wieder gab es diese Momente, in denen ich von einem tiefen und ehrlichen Lächeln getroffen wurde, das in sich aus sich selbst heraus entstand, ohne etwas für sich oder überhaupt irgendetwas zu wollen, und das gerade deshalb jede und jeden für sich einnahm.

Ein solches Lächeln ist an seiner Wurzel grundlos, weshalb einen nichts und niemand daran hindert, so zu lächeln — es ist für sich, in sich und aus sich, es ist, und es gibt keinen Grund dafür, und weil es keinen Grund dafür gibt, gibt es auch keinen Grund dagegen — es ist unbedingt und frei, es ist grundlos. Aber auf der anderen Seite kann ein solches Lächeln gerade im Lichte dieser Grundlosigkeit unerreichbar erscheinen: Es gibt keinen Grund und damit auch keine Möglichkeit, ein solches Lächeln zu erzwingen — es kommt und geht, es passiert einem nur, es ist die Gnade eines Augenblicks, es ist grundlos. Deshalb stand ich einem solchen Lächeln bisweilen hilflos gegenüber; ich sah es aber konnte es nicht einmal richtig aufnehmen und in mir spüren — ich konnte es sehen und mußte hinschauen und wußte, daß ich genau das nicht hatte. Diese Grundlosigkeit. Dagegen konnte ich nichts tun, denn ein solches Tun hätte bloß weitere Gründe hervorgebracht.

Nichts dafür und nichts dagegen, da gäbe es keinen Ausweg, und die ideale Tür für den Umstieg gäbe es auch nicht: Schau sie Dir an, wie sie dasitzen und darauf warten, anzukommen, schau sie Dir an: Jedes Gesicht, eine andere Geschichte, jede Hand, ein anderer Griff. Was würden sie sagen, wenn Du sie fragen würdest, was sie zu sagen hätten? Bitte, was haben Sie zu sagen? Ja, ja, Sie, bitte, was haben Sie zu sagen? Ich höre Ihnen zu, das ist Ihre Chance zu sagen, was Sie zu sagen haben. Schauen Sie nur — alle hören Ihnen nun zu und wollen wissen, was Sie zu sagen haben, heute, hier und jetzt, was haben Sie zu sagen?

Dazu fehlt Dir der Mut. Du traust Dich nicht, durch die SBahn hindurchzugehen und die Menschen danach zu fragen, was Sie zu sagen haben. Nichts dafür und nichts dagegen, also gar nichts, aber das geht gar nicht, gar nichts. Und was tun Sie? Gar nichts? Das geht gar nicht, gar nichts. Sie reden mit mir. Was tun Sie sonst noch? Sie sitzen hier. Was tun Sie sonst noch? Sie wundern sich. Und sonst? Ist da noch was? Irgendwas? Gar nichts. Wissen Sie, gar nichts, das geht gar nicht. Nichts dafür und nichts dagegen, also gar nichts, aber das geht gar nicht, gar nichts. Verstehen Sie? Nein, Sie schütteln den Kopf? Dann haben Sie es doch verstanden — da gibt es nämlich nichts zu verstehen. Das ist es ja. Aber dazu fehlt Dir der Mut.



Von meinen Gedanken angetrieben und den Gesichtern auf den Bänken fortgezogen, stieg ich am Marienplatz ein paar Türen weiter aus und wandte mich nach der nächstgelegenen Rolltreppe: Es gibt ohnehin nichts zu sagen — da laufen wir, da laufen sie, da laufe ich, da kommt die U-Bahn und da gibt es nichts zu sagen, nichts. Wozu darüber nachdenken, wieder und immer wieder; wir reden und reden und sagen nichts, gar nichts, und weil das nicht geht, gar nichts, reden wir über nichts, die ganze Zeit, wir reden über nichts und versuchen nichts zu sagen, aber wer kann das schon, nichts sagen, niemand kann das, denn das geht gar nicht — und so geht es nicht anders: Man baut einen Turm, um auf die Erde zu kommen: Am Ende muß man springen.

Gleich kommt die U-Bahn. Zuerst ist es nur ein sanfter Luftzug, der kaum zu spüren ist und den man bloß wahrnimmt, wenn man sich zuvorderst an die Bahnsteigkante stellt. Aber dort vorne ist es deutlich zu spüren — lange bevor sie zu hören oder gar zu sehen ist, und während der sanfte Luftzug in einen Wind übergeht, bäumen sich die letzten Zweifel auf, ob es denn tatsächlich soweit gekommen wäre, oder ob man sich das bloß eingebildet hätte, bis dann im aufstarkenden Wind die Geleise krächzen und Klarheit herrscht: Es ist soweit, man schaut nach rechts ins Schwarz der Röhre und starrt auf ihre Lichter, die auf einen zurasend stillzustehen scheinen: Für diesen einen Augenblick kommt alles zum Stehen — schon ist sie da und schon ist es vorbei.

Die Türen gingen auf, die einen stiegen aus, und wir anderen stiegen ein. Ich hatte Glück gehabt und fand einen Platz, mich hinzusetzen.



EIKE-WOLFGANG KORNHASS

Ein Anarchist mit Seitenlinie

Wir saßen im nostalgischen „Gran Café Golden Gate“, schräg gegenüber der Banco de Portugal und mit Blick auf das Denkmal für Senhor João Goncalves Zarco, einem Förderer der Inselkolonisation während des 19. Jahrhunderts. Den landesüblichen Degenfisch mit gebratenen Bananen hatten wir bereits verspeist und eine Bouteille Dao zur Hälfte geleert. Die Touristen vom Kreuzfahrtschiff „Aida“ im globalen Einheitsgewand erschienen von Glas zu Glas in milderem Licht, konnten jedenfalls die bescheidene Pracht des kleinen Boulevards vor dem Parco municipal durch ihren Anblick kaum noch beleidigen. Aus dem mächtigen Portal der Bank von Portugal, dorische Säulen, weibliche Kariatiden, Wappen der königlichen Dynastie, Marmordekor, schmiedeeiserne Tore, trippelte ein kleiner, altmodisch, aber elegant gekleideter Herr, dessen Erscheinung an Literaten aus der Zeit des frühen 20. Jahrhunderts erinnerte: dunkler Anzug mit Weste, leicht abgetretene Budapester und auf dem schmalen Kopf ein strapazierter Borsalino. Die seltsame Person steuerte unerwarteterweise direkt auf uns zu, verbeugte sich förmlich kurz, hatte jenes Lächeln auf den Lippen, welches kultivierte Portugiesen wohl aus der ehemaligen Kolonie Macao in unsere Zeiten hinübergerettet haben und überreichte, nein: kredenzte uns geradezu ein Konvolut engbedruckter Papiere: „Ich habe Ihnen ein Anlageportfolio zusammengestellt, exakt auf Ihre Bedürfnisse zugeschnitten, risikoarm, nur 20 % Aktien, alles unsicher derzeit, hehe, Sie wissen ja selber, der Rest in Festverzinslichen, daneben ein offener sowie geschlossener Immobilienfonds, auch so eine Sache, hehe, Immobilienblase in England und China, Gold wäre das Beste, ist natürlich schon viel zu teuer, aber sehen Sie doch selbst, blättern Sie ein wenig, wie gesagt, exakt auf Ihre Bedürfnisse zugeschnitten, habe das instantan über meine Seitenlinie wahrgenommen, bei Interesse kommen Sie doch einfach an meinen Schalter in der Bank vis à vis, ich erwarte Sie mit bebenden Kiemen, bis gleich also!“ Das Männchen verbeugte sich abermals, lächelte fernöstlich und begab sich eilig zurück in die Bank. Er hatte seine Botschaft in perfektem, nur leicht badisch gefärbten Deutsch, mit landestypisch vokalischem Singsang und verschliffenem „s“, das wie ein „sch“ klang, vorgetragen, die Sätze kurzatmig japsend wie ein maritimes Wesen auf dem Trockenen. Maßgeschneiderte Anlage-Empfehlungen speziell für uns, bebende Kiemen, Seitenlinie, als Literat verkleideter Finanzberater, die Situation verlangte nach Klärung und wir folgten dem Gnomen Alberich.

Das wunderbar erhaltene Gebäude im portugiesischen Kolonialstil barg im Inneren einen überdimensionierten Schalterraum in Form einer Rotunde, die für ein Traditions- und Geschichtsverständnis stand, welches um sich selbst kreiste und keinerlei Öffnung in gegenwärtige Zeiten zuzulassen schien: ein runder Saal mit kreisförmig angeordneten Schaltern, in der Mitte ein runder Tisch mit sechs runden Hockern, Parkett mit floralen



Intarsien, das gesamte Interieur in poliertem Edelmholz gestaltet, opulente, glasbehängene Messingluster, aufwendig ziselierte Wandappliken, sanftes Licht aus weniger aufdringlichen Zeiten, ein museal tröstlicher Ort von anachronistischem Charme.

„Da sind Sie ja, kommen Sie doch an meinen Schalfer!“ Alberich stellte sich als Senhor da Mar vor, hatte eine kreisrunde Brille aufgesetzt, sein Sacco ausgezogen und Ärmelschoner angelegt, welche aber die Doppelmanschetten mit Knöpfen aus Aquamarin unbedeckt ließen. „Wundern Sie sich nicht, ich habe einen Blick für solvente Geldanleger, natürlich kommt mir da meine Seitenlinie sehr zugute, hehe, mir entgeht kaum etwas, ich mache glänzende Umsätze, obwohl ich eigentlich Anarchist bin, kein anarcho-Syndikalist, auch kein kollektivistischer, eher ein individualistischer, habe in Freiburg/Breisgau Volks- und Betriebswirtschaft sowie Soziologie studiert, nach Lektüre von Max Webers Schriften die protestantische Bewährungsethik hassen gelernt, dann umgeschwenkt auf anarchistische Denker und Akteure, Max Stirner, Rosa Luxemburg, Fritz Teufel, hehe, Sie verstehen, bis sie mir Berufsverbot als Banker erteilt und mich, hehe, rausgeschmissen haben aus Ihrem ordentlichen Land.“ Trotz des gefühlsbetont vorgetragenen Schlußteils dieser Suada waren seine kaltglänzenden, wimpernlosen Augen unbewegt geblieben, während die Wangen dagegen hektisch vibrierten und er seine kleinen, spitzen Zähne nach Art eines Piranhas bleckte. „Sie sind also immer noch Anarchist?“ Er bejahte kopfnickend und lächelte hintergründig. „Also ein anarchistischer Bankier, wie der aus dem gleichnamigen Werk Ihres Landsmanns Fernando Pessoa?“, wollte ich wissen. „Das weniger, der ist mir zu spekulativ, zu dünnegeistig, zu egomanisch, hat einfach keine Durchschlagskraft, gibt sich halt sehr literarisch sublimiert.“ „Dabei hätten Sie zumindest rein äußerlich eine gewisse, nein: frappierende Ähnlichkeit mit Fernando, sozusagen Pessoa redidivus, wenn ich das bemerken darf.“ „Vielleicht b i n ich's gar, wenn auch sozusagen mariniert, hehe, Pessoa heißt zu deutsch schließlich nicht nur „Person“, sondern auch „Maske“, Flucht in verschiedene, womöglich postume Existenzen über die bekannten Doppelgänger hinaus, Alberto Caeiro, Ricardo Reis, Alvaro de Campos, wollte wohl nicht er selbst oder n u r er selbst sein, entzog sich camouffierend einer Festlegung, hatte vielleicht, hehe, die Nase voll von Fernando, Antonio Nogueira de Sebra, dem Hochbegabten, aber Verantwortungsscheuen, hat sich folglich nicht getraut, den papierenen Anarchisten auch blutvoll zu leben.“ Ich versuchte, ihn zu stellen: „Wie vereinbaren Sie, wenn man fragen darf, Anarchismus und Bankgeschäfte, denen Sie doch, wie Sie selbst betonen, höchst erfolgreich obliegen?“ „Ganz einfach, Moment, da kommt gerade mein Chef vorbei, ein ziemliches Arschloch“, er hatte den letzten Teil des Satzes mit gehobener Stimme skandiert, als ein hagerer Mensch im schmal-schultrigen, engen grauen Einheitsanzug seiner Zunft mit angestrenzter Karrieremiene zwangsfreundlich herüberschaute, des Deutschen offensichtlich unkundig, „also nochmal: ich betreibe ganz einfach hochriskante Devisenspekulationen, gerne auch“, er senkte die Stimme, „Insiderhandel, Warentermingeschäfte, Leerverkäufe, hehe, Sie verstehen? Mein besonderes Organ verrät mir, welche Formen der Finanzmanipulation die größten Gefahren bergen für meine Bank. Auf diese Weise füge ich dem Haus beträchtlichen Schaden zu, treibe es möglicherweise in den Ruin, vielleicht sogar das ganze Land, hehe, Sie wissen ja

selbst, wie weit es schon gekommen ist mit Portugal.“ „Entschuldigen Sie, aber Sie sitzen hier noch immer und beziehen Gehalt, wie funktioniert das?“ „Natürlich mache ich auch Gewinne, erhebliche sogar, auch hier ist mein besonderes Organ unerlässlich, aber alles nur zur Tarnung, um den Ruin noch spektakulärer schließlich inszenieren zu können, dabei kassiere ich obendrein noch Boni, hehe, Bank kaputt, Schäfchen im Trockenen, die Ihnen empfohlenen Anlagemöglichkeiten sind vergleichsweise natürlich nur Peanuts, Scheinaktivitäten, Tätigkeitsnachweise, mir angesichts meiner subversiven Strategie vollkommen schießegal, hehe, wollte Sie nur aus Langeweile hereinlocken, ein Schwätzchen halten mit zwei nicht gerade anarchistisch wirkenden Deutschen, auch ein Umstürzler wie ich darf doch mal Humor haben wie weiland Ihr Landsmann Fritze Teufel und nebenbei“, er erhob sich plötzlich theatralisch, „was sind schon ruinöse Finanzspekulationen sub spezie eternitatis, da hat die Natur ganz andere zerstörerische Möglichkeiten in Petto, und jetzt bekomme ich Hunger,“ er ruderte mit seinen Ärmchen, welche wegen ihrer Kürze wie Flossen wirkten, schnappte fortwährend ins Leere und fuhr fort: „Das Gespräch ist beendet, gehen Sie möglichst bald in Ihr scheinbar wohlgeordnetes Land zurück, wo es unter der Oberfläche längst gärt, aber d a f ü r haben Sie natürlich nicht das geringste Gefühl, wie sollten Sie auch, wo Sie doch keine Seitenlinie haben, ach, ich vergaß, das zu erklären: die Fische haben neben den Augen links und rechts am Körper ein zusätzliches Wahrnehmungsorgan, die Seitenlinie, welche“ – er beugte sich vor und deklamierte gestelzt – „ihnen Orientierungsmöglichkeiten außerordentlicher Qualität gegenüber anderen Lebewesen verleiht und ich darf mich rühmen, das Privileg dieser anatomischen Besonderheit mein eigen zu nennen, da ich an einem dritten März geboren bin, im Sternzeichen der Fische, und jetzt brauche ich etwas zwischen die Kiemen, hehe, Sie verstehen?“ Nach dieser absurden astrologischen Adaption schnappte und bleckte er erneut und wir zogen uns rasch zurück, um einer etwaigen körperlichen Attacke des hungrigen Senhor Alberich Piranha da Mar zu entgehen.

Unser Flug nach Deutschland ging noch am selben Nachmittag. Hatte seine Seitenlinie ihn auch spüren lassen, daß am folgenden Tag eine Naturkatastrophe ungeahnten Ausmaßes über Funchal und ganz Madeira hereinbrechen würde?

Kleiner Anarchist vor großem Welttheater.



HANS D. BOETERS

Sowohl als auch, einfach rein solidarisch

Sie standen von neuem. Der Himmel: kühl und mondlos finster. Die hellen Stirnlampen, die warmen Rücklichter grenzten Lok und Tender ordnungsgemäß ein. Das Ventil der 70 Tonnen schweren P8 atmete zweistimmig vor sich hin. Pulste mit überspanntem Dampf, um im Takt klingend in seinen Sitz zurück zu fallen. Obgleich der Tank des Tenders in einem Maß leckte, dass man das Wasser, jetzt, da sie erneut zu warten hatten, weich auf die Schwellen pladdern hörte, – es war die magere Kohle, die ihn befürchten ließ, daß sie das RAW bei weitem nicht erreichen würden. Er wollte nie verstehen, ob man einer Maschine, die man mit ihrem defektem Tender gesondert fahren ließ, wie diesmal wieder, nur so viel von dem ölig braunen Dreck mitgab, dass sie das Werk bei störungsfreier Fahrt gerade noch erreichen konnte, – und wenn er denn nichts verstehen wollte, weil der Braunkohlentagebau nichts mehr hergab? Weil man nur leergeschleckte Tender einliefern durfte? Er hatte es nie –, und er hatte auch nichts zu verstehen! Umso eindringlicher die Frage seines Heizers: "Warum hast du dir eigentlich so wenig Kohle mitgeben lassen? Man wird uns schieben müssen ins RAW!"

Err! So wie Reich wie Reichsbahn.

A auch wie Ausschlachten, wenn Ausbessern nicht mehr in Frage kam.

W wie Werk wie R-A-Weh.

Im Westen maßte man sich an, den Reichsverweser zu spielen. Gut –, den Krieg hatte man gemeinsam noch verloren. Und diesseits des Westens? Immerhin hatte er im ReichsbahnAusbesserungsWerk Leipzig das letzte Mal noch einen ausrangierten Tender gesehen mit einer der unvergesslichen Parolen:

RÄDER ROLLEN FÜR DEN SIEG

Und wenn man heutzutage sich noch nach Sieg fragen sollte, eine eigensinnig handschriftliche Zutat gab Bescheid:

DES SOZIALISMUS!

Selbst wenn der letzte Personenzug noch seinen Prellbock erreicht haben sollte, auch – oder erst recht – über Nacht gab es Gleisbewegungen, die Vorrang hatten. Gesetzt, sein Heizer hätte wie er von V-Transporten gesprochen, vorbehalten für V-olksarmee, V-ieh oder

V-EB-Produktion für sozialistische Brüderländer, – er rückte derartige Transporte grundsätzlich in die Nähe von V-erschlusssachen! Von einem Lokführer war kaum mehr zu verlangen als hinzunehmen, dass Rot und Grün sich nicht wie Schwarz auf Weiß gelegentlich in Mischönen begegnen.

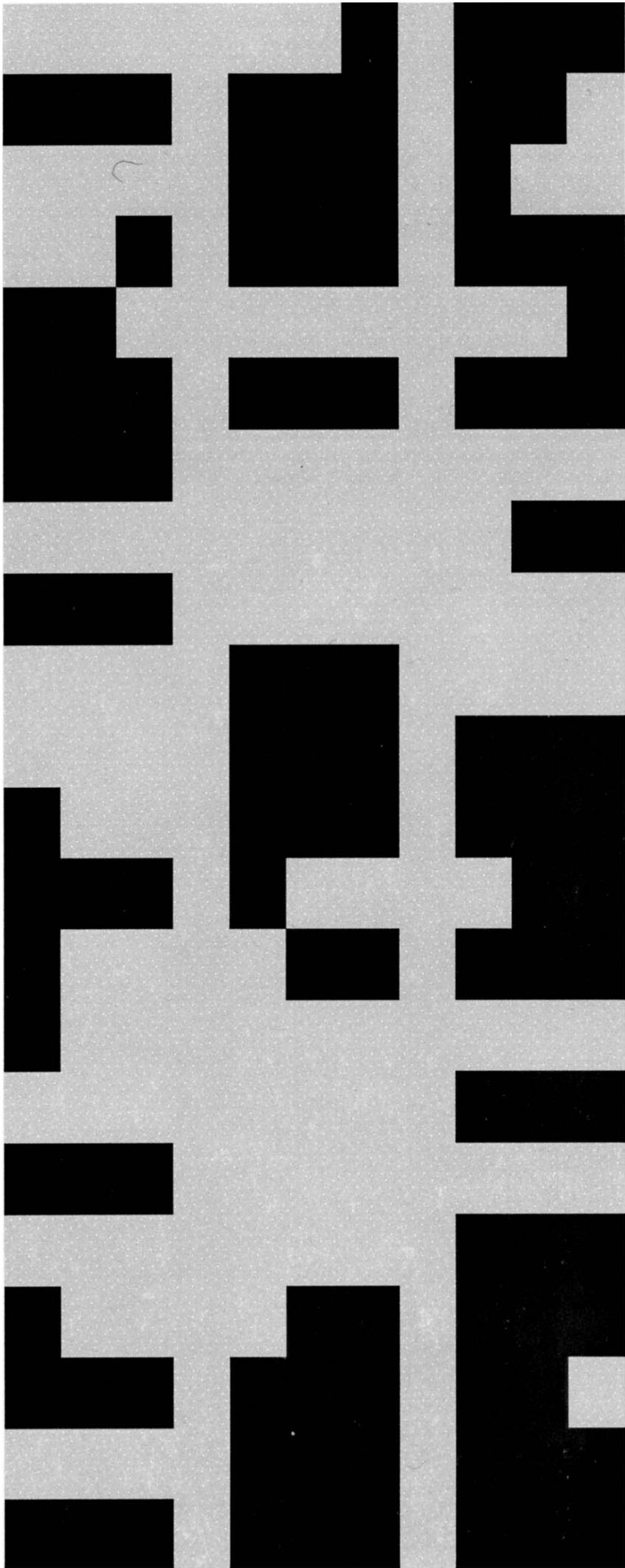
Sie langweilten sich. In gutem Abstand vor dem abgesenkten Arm des Signals, dass er das nachtwarme Rot durch schmauchenden Dampf, der vom Kolben her kräuselnd aufstieg, von seinem aufgestockten Sitz aus, auch wenn er nicht unbedingt hinsah, selbst schläfrig wahrnehmen konnte. Im Alltag, vor allem an Wochenenden, wenn er denn schwofen ging, genügten ihm Plateausohlen, um an Augenhöhe zu gewinnen. Hier stets eine Holzpalette, knapp vor dem rechten trüben Stirnfenster. Oder, wie diese Nacht, ein ganzer Stapel von Paletten, als Sitzbank, wenn das Warten kein Ende nahm.

Sie standen bereits zum dritten Mal. Ohne dass diesmal auch nur ein einziger Zug mit Vorrang vorüber gekommen wäre. Doch hatte er nicht die geringste Lust, an der Sprechstelle in Erfahrung zu bringen, ob man sie so wie bei den vorhergehenden Aufhalten oder erst diesmal vergessen hatte. Der Tender musste zur Reparatur. Über 167 km. In zweieinhalb Stunden. Wenn es gut gegangen wäre! »Und wenn wir mehr brauchen«, und nichts anderes ging ihm seit ihrer zweiten Fahrtunterbrechung durch den Kopf, »wenn wir nicht weniger brauchen als "mehr", dann –«, und eigentlich ging ihm fortan nur noch »dann!« durch den Kopf. Nur reden!– reden lenkte ab:

„Chemnitz, Lokbau Hartmann, da hatten se wenigstens Gäule, um voran zu kommen, wenn auch keen Gleisanschluß. Ewiger Streit mit der Nachbarschaft. Mußten die fertigen Loks über Jahre mit Kaltblütlern zum Schienennetz schleppen!“

„So was wie kapitalistische Viecherei!“
Es blieb das einzige Mal, dass sie einvernehmlich miteinander lachten. Beim ersten Halt hätte der Tender vielleicht noch genügend der ekelhaft leichten, mitunter selbst auf Wasser schwimmenden Kohle aus dem Lausitzer Tagebau hergegeben. Sofern sie die Fahrt gedrosselt hätten. Um sich dann später rechtfertigen zu müssen. Züge hatten Vorrang. Selbst wenn man sie nicht zu sehen bekam. In seinen Worten:

„Vorrang hat Kohle. Dem Nachrang die Asche!“
„Wie meinst du das?“
„Was ist da zu meinen!“
„Hör mal, Genosse! Asche: hält immerhin Hitze!“
Sie duzten sich. Nicht, dass sie sich gekannt hätten. „Hörmalgenosse!“– eine der unverfänglichsten Anreden, Vornamen zu vermeiden. Dabei durchaus flexibel handhabbar, je nachdem, ob der andere die Kohle zu schippen hatte oder von den Paletten her der Drecksarbeit zusehen konnte: „Sag mal, Genosse Heizer, »Asche hält immerhin Hitze«, sagst du. Hört sich so an, als ob dir gerade die Freundin verduftete!“



Was hatte es zu bedeuten, wenn er diesen Menschen, den man ihm aufgenötigt hatte, nicht aus den Augen lassen konnte? Wenn er dabei an seine glaubensstarke Mutter denken musste? Wie sie mit seinem bibelfesten Vater streiten konnte. Wie sie dann regelmäßig schrie: »ICH BIN AUSSER MIR!« Wie der sie stets stehen ließ: »Na, wunderbar! Matthäus 8, 28, raus und gleich wieder rein: Fahr mir doch ab in 'ne Sau! Husch-husch!« Und was hatte die gestrige Tagesschau damit zu tun? »Radfahrer demoliert Außenspiegel eines Mercedes. Wird von Fahrerin verfolgt. Fährt ihn um. Erklärt vor Gericht: Hatte mich nicht so kennengelernt, bisher!« Hatte sich seine Mutter denn je so begriffen, wie sein Vater sie sehen mochte, wenn sie sich, stets gekränkt, über den kräftigen Haarbewuchs ihrer Beine fuhr, mit und gegen den Strich? Anders gefragt, offenbar muss man einem anderen Menschen erst einen Stein in die schmutzige Pfütze werfen, in der er sich spiegelt, damit er andeutungsweise ahnt, wozu er denn fähig ist. Warum geht ihm das alles, seitdem sich dieser Genosse genüsslich zu ihm gesellte, nicht aus dem Sinn? Warum stört es ihn, wenn dieser Mensch ihm nun zum wiederholten Mal versichert, was er vom ersten, spätestens vom zweiten Halt an weiß, dass sie das RAW nicht erreichen werden, ohne –! Ohne was?– Ohne die Zäune, Verschlänge, die Schuppen, die Lauben, die Viehunterstände, die dieser Strecke von Nacht zu Nacht unauffällig oder, wenn man allein nur die Viehunterstände etwa auch einmal den Monat nur zählt, immer auffälliger abhanden kommen! War ihm seitdem erst aufgefallen, wie stoisch Vieh im Regen herumstehen kann?

„Mit der Kohle ist irgendwann Schluss!“ beschied ihn sein Heizer. „Deutsch-Ossig: schon weggerissen! Nette Kirche dort: Da hab'n se den Herrgott kurz innes Flöz beißen lassen! Einziger Trost: Holz! Holz! Und Holz! Wird immer nachwachsen!“

Das klang ganz unbekümmert. Schon fast wie Aufforderung.

„Ja, so könnte man's sagen. Obgleich ich hier meine Zweifel habe.“ Eigentlich hatte er sagen wollen, »Holz? Neeh, Misstrauen wächst nach!« Denn es war Misstrauen, das ihn sich vergewissern ließ: „Sag mal, du fährst das erste Mal diese Strecke?“

„Ja, mit dir schon! Aber sag mal, Genosse, warum fährst du eigentlich nicht näher an das Signal heran?“

„Weil da Zaun und Verschlänge schon fehlen!“

Müde, mit einer beschwichtigenden Handbewegung kam er von seinen Paletten hoch. Stieg ab auf den Schotter. Verließ den Damm. Überstieg die peitschenden Signalstränge, querte den Graben längs der Trasse und begann, ein ganzes Zaunelement, die beiden Querhölzer samt Latten von den Pfosten zu wuchten, während sein Heizer unverwandt an der Brüstung des Tenders lehnte und ihm zusah. Was hätte es gebracht, ihn zu fragen, »sag mal, wie stellst du dir eigentlich vor, wie hast du dir eigentlich vorgestellt, dass wir das RAW erreichen? Mit dem Holz da, das ich da grade klaue? Ich klau, und du schaust zu?«

Doch dann geschah etwas, das er gefürchtet hatte. Sein Heizer kam ihm zu Hilfe! Und gleich mit Axt. »Vorwärts! Und unverdrossen! Die So-li-da-ri-tät!« Er hätte die Internationale

laut in die Nacht hinaus grölen können! Man kann sich eigenmächtig an Volkseigentum vergehen. Oder – man kann es bleiben lassen. Aus Ängstlichkeit. Oder aus ängstlicher Überzeugung so gut wie überzeugt! Oder man kann Sowohl als Auch, – einfach rein solidarisch: allein schon, um nicht auffällig zu werden. Am unauffälligsten aus informativem Auftrag. So ließ er denn seinen Heizer mit blanker Axt herumwüten und atemlos schwadronieren: "Sozialistisches Freigut, könnte man gleich verheizen! Anstatt –!" – "Anstatt auf was?" – "Na, auf was denn! Statt auf Funkenflug zu warten!" Warum ließ er dieses Geschwafel nicht wortlos gelten? Woher kam ihm die absurde Idee, das von ihm selbst ausgehebelte Zaunelement wieder zurückzusetzen? Wozu muss man dem anderen noch erklären, "hatte mich so nicht kennengelernt, – bisher!" – "Nicht wie?" – "Nicht so!" – "Neeh, Genosse, musst dich schon klarer fassen!" – „Richtig!“ Und plötzlich ahnte er, wie er sich klarer fassen konnte. Nur noch ein letztes Bündel Latten, gutes Holz, das dieser unliebsame Mensch ihm vor die Füße geworfen hatte, mehr schleppte er nicht mehr zur Lok! Erklomm entschieden den Führerstand. Gab langsam die Bremse frei. Brüllte von oben gegen Ventil und Schmauchen an, brüllte vom Stand aus in die Nacht: "Keine Sorge! Bei Rot, bei Rot komm ich zurück!" Fuhr langsam zur Sprechstelle vor. Bis knapp vor das Signal. Weil er allein sein wollte, wenn er sich nach der Wartezeit erkundigte:

"Ach, du bist in Hetze, Genosse Stellwart! Hast'e gar was verpennt? Neeh, mir ist das völlig egal, ob du uns hier weiter Rot sehen läßt. Nur –, der Genosse Heizer –, aah! Du kennst ihn? Der kam auch schon mal bei dir vorbei?"

Obgleich er sich nicht gedrängt fühlte, als er die Sprechstelle wieder verschlossen hatte, pinkelte er gezielt durch die Speichen eines der großen knallroten Schwungräder seiner Lok.

Als er mit der Maschine zurück kam, sollte der Stauraum des Tenders kaum ausreichen, um den Abbruch an Holz aufzunehmen, den der Heizer inzwischen am Damm angehäuft hatte.

"Wenn du hier schon Zäune klaust," rief ihm der Mensch von weitem schon entgegen, "wir sollten auch mal an deine Paletten denken!"

„Ja. Gut. Wenn du dann fährst!“

"Ich? Wieso das denn!"

"Komm! Du und Heizer! Jetzt fang bloß nicht noch an zu heucheln! Was soll denn das ganze!"

Der andere keuchte. Latten, die er vom Bahndamm gerade nach oben stemmte, krachten auf das Bankett:

"Weil die dir auf die Schliche gekommen sind, endlich. Hast halt Pech gehabt."

"Neeh, Glück! Glück hab ich, Mensch, wenn ich dir deine Mission hier verdorben haben sollte! Wenn ich jetzt heize und du dann fährst, dann könn' die Paletten gern dran glauben! Jetzt sag bloß noch, dass du unglücklich bist!– Mensch, schau nur hin: es wird grün! Los, Mensch, jetzt komm rauf! Mach hin! Gib Dampf! Jetzt fahr zu!"

CLEMENS KUHNERT

tun und lassen

ist frühling zu wollen
dann sommer zu können
und herbst ist zu dürfen
und winter zu sollen.

ist frühling bedarf
dann sommer zu handeln
und herbst ist zu kaufen
was später gebraucht wird.

wenn frühling entwurf ist
dann sommer zu bauen
und herbst wird das haus
vom winter der auszieht.

ist frühling die suche
dann sommer zu finden
und herbst zu behalten
was winter und kalt wird.

ist frühling nun trieb
zum sommer der liebe
dann herbst das getriebe
und winter sein hieb.

ist frühling der glaube
dann sommer die bitte
und herbst das gebet
was winters verfasst wird.



ist frühling die absicht
dann sommer die hinsicht
und herbst ist die einsicht
zur vorsicht im winter.

ist frühling der plan
im sommer zu fassen
dann herbst ihn zu prüfen
auf tun und auf lassen.

nach einer etüde von stefan döring

sich drehen

du fühlst nicht nur beim drehen
wie sich das blättchen wendet
du siehst auch spiegelgleich
beim drehen hände.

die einmal vor asphalt
die sonne warm erfasst,
die einmal rot vor schnee
zu klamm für das papier sind,
das auch vom bier durchnässt
zur drehform passt.

und wenn sie fremd erscheinen,
wo immer sie sich drehen,
die meisten spiegel meinen:
es sind die deinen.



Wettbewerb „Traum“ – eine Einführung

Every day from nine to five I sit at my desk

facing the door of the office

and type up other people's dreams

. Sylvia Plath, Johnny Panic and the Bible of Dreams

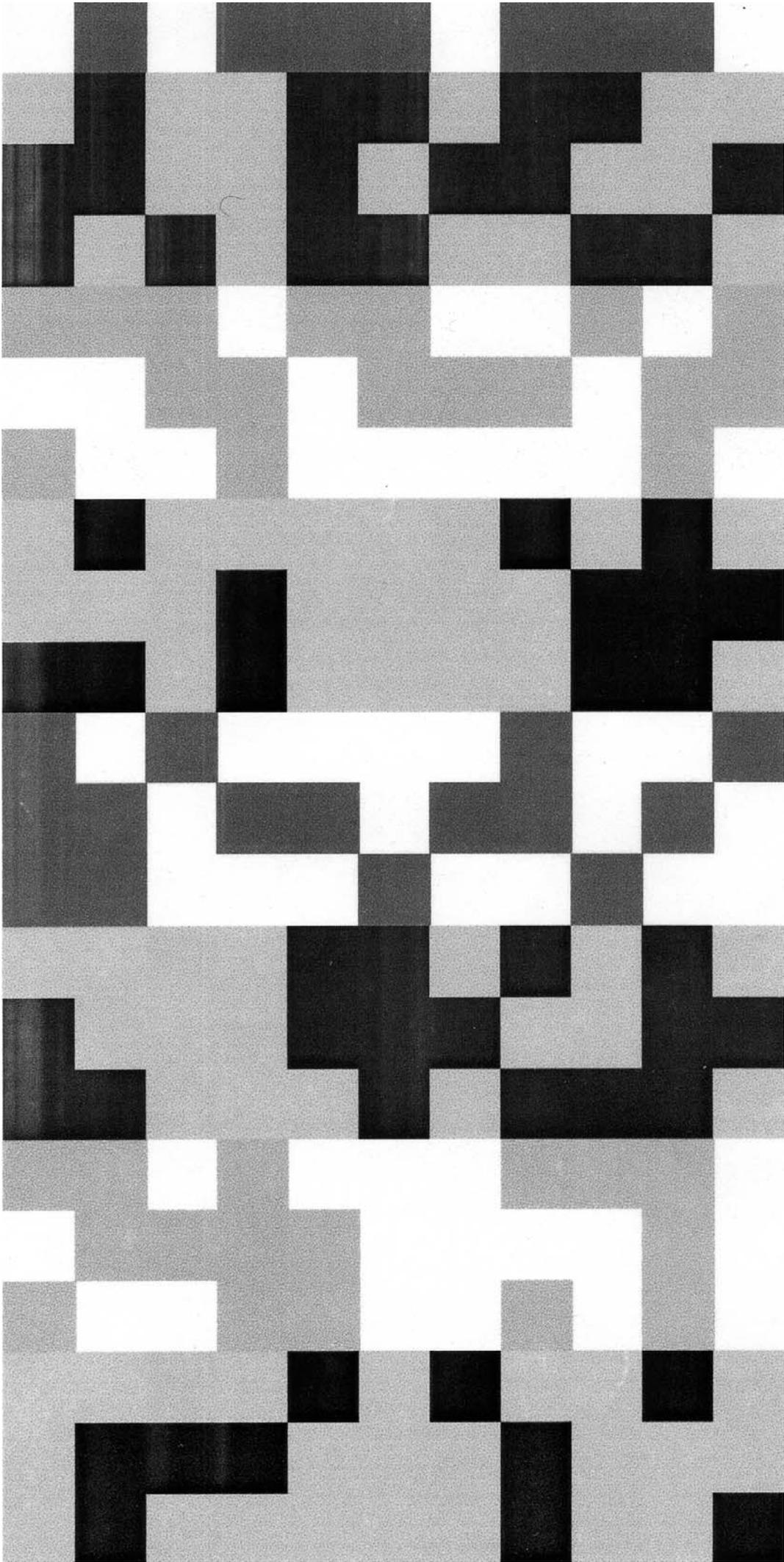
Kein einziger aller jemals geträumten Träume ist beweisbar. Die Nichtbeweisbarkeit ist das Wesen des Traumes. Einziger Zeuge der Träume ist der Träumer selbst. Er alleine und niemand anderes ist es, der bestenfalls im Schlaf, wenn alles glücklich verläuft, seinen Körper dem Traume Untertan macht, was der Beobachter des Träumenden vielleicht mit eigenen Augen wahrnehmen kann - ein mittelbarer und höchst zweifelhafter Nachweis. So zum Beispiel, wenn dem Träumenden sich sein Traum in den eines Hundes verwandelt: „Es träumte ein Hund, er fräße ein Stück Fleisch, und er biss um sich und ließ dumpfes Gebell der Befriedigung vernehmen; der Herr, der ihn so sich gebärden sah, ergriff einen Prügel und verabreichte ihm manchen Hieb, bis er erwachte und sich nüchtern und verprügelt sah.“ (Sebastián de Covarruvias Orozco, Tesoro de la lengua castellana o espanola, 1611.).

Träume müssen also erzählt werden, mündlich oder schriftlich, anders kann der Träumende sie nicht aus sich hinaus befördern und den Menschen mitteilen. Glaubhaft muss der Träumende erzählen, überzeugt sein von seinem Traum, dann ist auch der Zuhörer davon überzeugt, dass er selbst nicht träumt (und der Erzähler nicht lügt). So meinen wir alle zu wissen und sind fest überzeugt davon, dass es Träume gibt und der Andere tatsächlich geträumt hat, wenn er es behauptet – alleine nur, weil wir uns an eigene Träume erinnern. Einen anderen Beweis für die Träume des Anderen und der Menschen haben wir nicht. Das Erzählen als einzige Erkenntnisquelle meines Gegenüber für meine Träume – das ist nichts anderes als: Grundlage jeder Literatur

Vielleicht hat dieser Umstand dazu geführt, dass Joseph Addison im Spectator Nr. 487 vom 18. September 1712 erklärte, die träumende Seele sei selbst Theater, Schauspieler und Zuschauer, und dass Borges in seinem Vorwort zum ‚Buch der Träume‘ diesen Gedanken weiterspannt mit der Bemerkung, die These sei vielleicht gerechtfertigt, Träume seien die älteste und komplexeste literarische Gattung. Ein Sammelband solcher Traumerzählung – so Borges - böte genug Material zur Untermauerung seiner Annahme.

Eine Auswahl solch unbedingt glaubhafter Erzählungen findet sich als kleine Sammlung in dieser Ausgabe des TORSO. Keine andere Funktion hat sie, als dem Leser die wunderbare und anspruchsvolle Möglichkeit zu geben, den Wahrheitsgehalt dieser Hypothese des träumenden Borges selbst zu erforschen. Diese Sammlung der Träume, die die Leser wieder träumen mögen, umfasst Prosa, Essay und Lyrik. Sie ist subjektiv und fehlbar wie jeder Traum, aber ebenso wahr.

US



MAIKE BRAUN

Das Auge der Eifel

Antenne West Newsticker:

Wittlich, Hochschwängere Frau verschwindet aus St. Elisabeth Krankenhaus.

Ihr Großvater mochte ihre Mutter nicht. Sie war ihm zu dreckig. Jedes Mal wenn er ihr die Hand schüttelte, fragte er sie, ob sie sie gewaschen habe. Die dunkle, aschgraue Haut um die Fingerknöchel hielt er für Schmutz. Sie hingegen hatte die Gene des Vaters. Sie war hell wie Milchkaffee. Der Großvater nahm sie mit zum Maar, auch Auge der Eifel genannt. Dort fuhren sie auf dem Boot hinaus auf das Wasser. Während der Großvater angelte, träumte sie davon, schön und reich zu sein. Das verriet sie ihm aber nicht. Sie erzählte ihm nur, dass sie reich werden wolle.

Sie schrubhte die Hände mehrmals täglich. Sie trug lange Röcke und die Blusen zugeknöpft, nicht wie ihre Mutter, die ihren Vater mit ihrem tiefen Ausschnitt angelockt hatte. Der hatte sich darauf gefreut, die ausgelegte Ware ganz für sich zu haben. Doch die Mutter zeigte auch nach der Hochzeit noch her, was sie mit sich herumtrug. Eine Ehe ist doch kein Kloster, sagte sie. Der Vater schimpfte sie Zigeunerschlampe. Sie knallte mit der Tür und stöckelte ins Dorf.

Ihre Mutter sang gern. Aber sie sang nicht wie die anderen Leute im Kirchenchor. Es jauchzte und galoppierte in ihren Liedern, mit den Fingern schnipsten sie den Takt und sie schwang die Hüften dazu. Für den Vater war Singen dasselbe wie tiefe Ausschnitte. Deswegen wartete die Mutter, bis sich der Vater auf den Weg zur Gipsgrube gemacht hatte, bevor sie vor sich hin trällerte. Dann brauchte man den Vater in der Grube nicht mehr und er kam früher nach Hause. Als er die Mutter singen hörte, packte ihn die Wut. Er kippte den Kaffee in ihren Ausschnitt. Vom Krankenhaus kehrte sie nicht zurück.

Plötzlich war es still in der Wohnung und man hörte nur noch das Husten des Vaters. Der sagte: warum kennst du keins ihrer Lieder? Er hatte vergessen, dass er ihr verboten hatte, die Zigeunersprache der Mutter zu lernen. Er war einsam. Sie auch. Sie trösteten sich gegenseitig. Die Bluse blieb zugeknöpft. Es reichte ihm, ihr unter den Rock zu fassen.

Der Großvater kam und holte sie ab. In Meerfeld sei die Luft besser, sagte er. Nachmittag für Nachmittag saß sie am Maar und starrte die Kraterwände hinauf, während er die Fische ausnahm. Sie fragte sich, ob sich jemand in hundert Millionen Jahren, in zehn Jahren, wenn der Großvater gestorben war, noch an sie erinnern würde.



Sie ging nach Trier und lernte die Sprache der Mutter. Sie wollte ihre ganze Wut, ihren ganzen Hass in die zischelnden Worte legen. Doch die Sprache gefiel ihr. Sie hatte etwas Ungezähmtes. Sie beschloss, mehr über das Land herauszufinden, aus dem die Mutter stammte. Es musste sich doch nachweisen lassen, dass diese Zigeuner schlechte Menschen waren. Sie fand heraus, dass die Zigeuner sich selbst Roma oder Sinti nannten und dass deren Sprache nichts mit der der Mutter gemein hatte. Die Mutter hatte sie belogen. Sie war gar keine Zigeunerin. Als sie ihrem Vater davon erzählte, fasste der sich ans Herz und starb.

Sie hätte liebend gern die Sprache der Mutter wieder aus ihrem Gehirn ausradiert, aber es war zu spät. Da machte sie aus der Not eine Tugend und begann zu dolmetschen. Sie konnte ihren Hass an denen auslassen, für die sie übersetzte. Sie begann bei der Polizei in Wittlich.

Anstatt: Können Sie Ihren Mandanten fragen?, übersetzte sie: Fragen Sie den Hurensohn! Anstatt: Sie haben das Recht, die Aussage zu verweigern, sagte sie: wenn Sie nicht sofort den Mund aufmachen, regeln wir das draußen hinter dem Schuppen auf die altmodische Art. Sie war sehr erfolgreich. Bald schon arbeitete sie für sämtliche Polizeidienststellen der Eifel. Die Mandanten gaben bereitwillig Auskunft. Sie wunderten sich sogar darüber, dass die deutsche Polizei so höflich war, sie zu Siezen.

Dann kam Kiro. Er hatte einen kleinen, florierenden Drogenhandel aufgebaut. Er ließ Pillen und Pulver von Drachenfliegern aus Belgien über dem Waldgebiet westlich von Meerfeld abwerfen und schickte seine Männer aus, diese dann einzusammeln. Als sie in gewohnter Manier Verdächtiger mit Verbrecher übersetzte, fragte er sie, ob sie am nächsten Morgen mit zerschlitzten Wangen aufwachen wolle oder lieber mit einem Ring am Finger. Sie wählte den Ring. Von da an übersetzte sie nicht nur die Fragen der Polizei korrekt, sondern auch das, was die Beamten sonst noch miteinander besprachen. Kiro bedankte sich, indem er sie nachts besuchte und ihr einen Ring ansteckte. Ein Kind machte er ihr bei der Gelegenheit gleich mit.

Wann sehe ich dich wieder, fragte sie, worauf er lachte und sagte: hoffentlich nie. Er stieg aus dem Fenster und verschwand in die Nacht. Wohin gehst du?, rief sie ihm hinterher. Über die Grenze, sagte er und winkte.

Sie lief zur Polizei und erzählte, was geschehen war. Die setzte ihren Apparat in Gang. Hubschrauber knatterten über Wittlich, Lichtkegel leuchteten Vorgärten aus, mit einer Wärmebildkamera suchten sie nach Flüchtenden im Wald. Noch vor Morgengrauen hatten sie Kiro geschnappt.

Kurz vor der Niederkunft sah sie ihn wieder. Er hatte darum gebeten, seinen Sohn wenigstens einmal in den Armen halten zu dürfen, bevor er für Jahre in den Knast wanderte. Er brachte ihr rote Rosen ins Krankenhaus und setzte sich zu ihr ans Bett. Gedankenverloren

zupfte er die Blütenblättern von den Kelchen. Er ließ sie auf sie herunterrieseln. Sie lächelte ihn an.

Er beugte sich zu ihr hinunter. Heute Nacht, flüsterte er, schneide ich dir das Kind aus dem Leib und lass dich verbluten wie eine Sau.

Er tätschelte ihr die Wangen und verließ die Station. Sie riss die Nadel aus ihrem Arm, zog Schuhe und Mantel an und lief die Hintertreppe hinunter aus dem Krankenhaus. Ein Lastwagenfahrer nahm sie das größte Stück mit. Danach lief sie zu Fuß weiter. Durch Nacht und Wald bis sie an dem Schuppen ihres Großvaters ankam. Die Tür war verriegelt. Sie legte sich in das lecke Ruderboot und gebar ihr Kind. Über ihr funkelte die Milchstraße.

Sie wickelte das Neugeborene in den Mantel und legte es im Laub ab. Dann ruderte sie hinaus und blickte tief in das Auge der Eifel. Sie sang das Lied ihrer Mutter und mit jeder Strophe, die sie sang, schluckte sie mehr Wasser, bis sie untertauchte und schließlich das Wasser sie umschloss, warm und vergebend wie die Arme einer Mutter. Sie sackte auf den Grund und das Boot legte sich über sie wie eine schützende Hand und sie begann davon zu träumen, wie ein Forscher sie in Millionen von Jahren ausgraben und ob ihrer Schönheit bestaunen würde.



WOLFGANG SCHERREIKS

Der kleine Dostojewski

Der Nachmittagsschlaf ist der unmögliche. Jede Schuld kehrt zurück. Selbst die Schmerzen fehlender Zähne pochen wieder unter dem Kiefer. Hinzu kommt meine Unsicherheit, ob ich eines Nachmittags wirklich die Augen geöffnet und aus meinem Bett gesprungen oder ob ich mit rudernden Armbewegungen, Maulklappern wie ein Fisch, warum nicht aus Wachheit?, Klarheit?, Unschärfe!, tiefer in den Schlaf hinein bin.

Sicher ist nur, dass mich vor einer Buchhandlung dicke Luft befällt. Eben noch durch die Antiquariatsstraße schwankend, stemme ich beide Arme gegen eine Art Märchenholzrahmen. Kopfüber, wie ein erschöpfter Läufer, sehe ich meinem Atem zu: So viele Türen öffnen oder beiseitelassen, so viele Menschen nebenan, die ihren Weg nie zwei Mal gegangen sind, dafür einen Häuserblock weiter im Gleichgewicht ihrer übereinandergeschlagenen Beine Kaffee trinken, in beispielloser Sicherheit, was tun, was lassen, über die Farben, den Raum, eine Kompassnadel im Kopf.

Als ich die Ladentür kippe, falle ich in einen Wald. Büchersammler lugen von Kieferstämmen herunter, über den Rand ihrer Brillengläser, tadelsüchtig wie Urahnern. Neige ich den Kopf nur um zwei Grad, schweben sie geschnürten Säcken gleich und ich sehe ihre löchrigen Schuhsohlen.

Auch ich brauche einen Schuster. Sobald ich aber eine Buchhandlung betrete, steigt ein Streitgespräch auf, das in einem Beleidigtsein des einen oder des anderen gipfelt. Selbst den Antiquar, der wie ein Oscar Wilde tut, bei dem ich Tee nehme, schimpfte ich unerwartet ein altes Indianerweib, da er chronisch Zitate ausspie. Auf den Kopf zu sagte ich ihm, dass alle Antiquare als Nightmare in englischen Wiegenliedern verrotten sollten. Im Gegenzug attackierte er mich als den kleinen Dostojewski, hob wütend sieben Zuckerstücke gegen mich hoch, warf sie aber in seinen Tee.

Als ich alles verloren hatte, lotste mich mein Weg zu diesem Typen. Sein Markenzeichen ist ein Rosenstrauß, der in aller Seelenruhe auf dem Tresen welkt. Von ihm nahm ich wahllos, er gab nie wahllos. Als Erstes überreichte er mir den „Idiot“, in Zeitungspapier gewickelt, mit einer Purpurschleife obendrauf, vielleicht, um mich zu provozieren. Doch mit jeder Schicht, die ich freilegte, spürte ich ein Glück vorrücken. Nachdem ich alle Schichten entblättert hatte, habe ich den Idioten noch im Buchladen umarmt und dann nicht mehr losgelassen und bin so auf die Straße hinaus.

Einen Tag später zog ich die leichten Hosen eines Spaziergängers über, befestigte zwei Klemmen am Hosenbund, warf einen Tornister über und fand meinen Trott. Anfangs schlen- derte ich mit losen Händen. Je nach Lichteinfall auf Straßen und Plätze ging mein Blick auf ein persönliches Paradies oder die Abwesenheit daraus. Wenn ich in meinen Zehen den Widerstand des Straßenbelags spürte, hob ich den Kopf: Meine Einbildung über den Gleichmut eines scharf gezeichneten Doppelgängers, der auf mich zu trat, dem ich nichts entgegenzusetzen wusste. Der andere war perfekt. Er lüftete elegant seinen Hut, stolzierte vorüber, und ich kehrte auf meinen Ausgangspunkt zurück. Zurückzukehren macht mir gar nichts aus. Ich besitze die Fähigkeit, mich im Rückwärtsgang aufwärts zu bewegen, sonst könnte ich es gleich vergessen.

An jenem Nachmittag, an dem ich alles verlor, liege ich, die Augen halb geschlossen, auf den Dielen meiner Bibliothek ausgestreckt. Langsam wird mir klar: Alle meine Bücher sind die Treppen heruntergetragen und in den Hof geschafft worden. Und vom Hof aus, in dem es feucht ist und immerzu regnet, weil er eben der Hof ist, in die Mülltonnen. Und daß mit einer unglaublichen Euphorie, die noch zwischen den Wänden brennt. Sonnenlicht fällt wie durch ein Kirchenfenster, bauscht Staub auf und zieht sich gleich wieder zurück. Damit geht auch das Sakrale vor die Hunde. Einzig das Gerüst einer Bibliothek hält sich, vielleicht als Idee, immerhin. Sonst ist alles leer. Außerhalb meines Schlafes sehe ich meine Bibliothek noch einmal als das barocke Gemälde, das sie für mich war. Aber meine Einbildungskraft schwindet. Weinen erscheint als das Angemessene. Das Angemessene ist das Unmögliche.

Wenn ich mich beruhigen will, mache ich mir meine Körperlichkeit bewusst, alle Gliedmaßen. Diesmal hapert selbst das. Ich liege nur da und frage mich, was ich jetzt anfangen soll.

Ich stehe ich auf und inspiziere die leeren Regale. Zwei Bücher sind noch da. Calderón de la Barca und ein Mathematikbuch für das siebte Schuljahr. Mit Calderón komme ich nicht weiter. Ich lege ihn beiseite. Das Mathematikbuch steht trotzig aufrecht in einem Regal. Als Kind war dieses Buch ein Grund zum Losgehen. Irgend so ein Ohrfeigenpädagoge hat es mir einmal gegen das rechte Ohr geknallt, weil ich aus dem Fenster schaute, in die Ferne. Ich habe sofort wieder in die Ferne geschaut, aber das Brennen bin ich nie mehr losgewor- den. Damals war das Buch der Auslöser, eine der Schulmathematik entgegengerichtete Bibliothek zu gründen. Dafür gehe ich jederzeit noch einmal los.

Im Gehen begleiten mich große Gesichter mit Vollbärten. Im richtigen Abstand gehalten sind es Tausender der alten Währung. Geldscheine, im Gehen von Pflastersteinen geho- ben, im Nachtschrankchen wiederaufgefunden. Erst halte ich winzige, zusammenge- knüllte Fetzen, dann ein Vermögen in den Händen. Damit kann ich eine viel größere, ange- berische Bibliothek gründen. Ich kaufe mir Holzmöbel, Ledersitze, Kabinette, Vitrinen, Schubladen, und als letzte Maßnahme setze ich grüne Leselampen auf die Ablagetische. Die verrotteten Studentenregale werfe ich in den Hof. „Was für ein Glück!“ Infolge des

ausgesprochenen Glücks entwickle ich die Fähigkeit zu fliegen. Ich steige, bis mir schwindlig wird. Erst hoch und schnell, dann sacke ich und schwebe.

Aber der Satz über das Glück fällt auf mich selbst zurück. Mit der Währung ist es aus. Ich könnte ebenso gut arm sein. Ich möchte nicht darüber spekulieren. Meistens passiert, was ich denke.

Es folgen gerahmte Tage: Auf einem Sofa, mit nackten Füßen, schlage ich jedes Blatt, etwa den luxuriösen Trost eines Bilderbuches, beiseite, eine Blume, ein Autorengesicht, beiseite, eine Schrift ohne Gesicht, ebenfalls beiseite, ein Aston Martin, beiseite, Mecki im Schlaraffenland, Märchenbücher, Sternenliteratur, Philosophengeschichten, schlage ich alle um, in ungeschriebenen Journalen lese ich mich fest, schlage auch sie am Ende beiseite. Aus dem Umschlagen der Seiten entstehen Bücher, aus den Büchern wird eine Bibliothek, aus der Bibliothek eine komplizierte Seele.

Dazwischen regnet es Rechnungen vom Himmel, andere stecken wie die Liebesbriefe meiner Feinde im Briefkastenschlitz. Mittlerweile kann ich meinen Körper wieder spüren, nur habe ich keine Mittel mehr, Bücher zu kaufen. Das kann ich jetzt nicht mehr verdrängen, das war aber ein netter Versuch. Die ersten Bücher, die ich nehme, um eine Bibliothek aufzubauen, sind in fremden Grippebetten gelegen, auf Aborten durchblättert. Sie tragen Kaffeesprenkel, Schlieren, Knicke, Aufrisse, gesprungene Deckel. Sie riechen nach den Zigarren der Fünfziger Jahre. Oder es sind stockfleckige Gebilde, etwas Gärendes, das in die Natur zurückwill. Schlage ich eines auf, sehe ich Asseln, die auf und davon in die Welt hineinlaufen.

In den besseren, aus den bürgerlichen Nachlässen, finde ich oft Sätze unterstrichen. Ein dummes Ausrufezeichen pflanzt sich gegen den Rhythmus oder ein Fragezeichen lässt die Buchstaben steigen, wo alles gerade ins Bodenlose fällt. Immer sehe ich den Kritzeladmiral, nie dessen Genie vor Augen. In den Widmungen finde ich Warmes nicht, nicht so warm, dass ich schlucken muss. Dafür besitzergreifenden Tintenfraß: Eine Herzensbrecherin hat vor bald einem Jahrhundert mit strenger Hand „Salut“ in ein Buch geschrieben, vorne wie hinten, am Anfang wie am Ende, was fange ich damit an? Mit einem solchen Andenken kann ich, wie bei einer Frau, schon von der äußeren Erscheinung her, nicht intim werden. Ungut kann ich es mit ins Bett nehmen. Ich wünsche mir meine alten Bücher zurück, die manchmal nach dem Parfum dufteten, das ich benutze, weil es das von Frauen ist, die mir längst gekündigt haben, deren Parfum aber noch immer in den Kissen hängt.

Vielleicht machen es meine Schuhe nicht mehr lange, doch die Regale meiner Bibliothek füllen sich. Ich kann es nie abwarten, wenn es einmal nicht vorangeht. Dann muss ich Listen gestalten. Ich widme mich unglaublichen Zählgeschichten. Manchmal schreite ich mit einem langen Finger die Reihen ab und zähle alle Bücher. Dann klopfe ich dem einen jovial auf den Rücken, rücke ein anderes zurecht.

„Trotzdem macht ihr noch keine Bibliothek aus“, sage ich, wenn ich vor den Romantikern ende. „Ab zweitausend Bänden könnt ihr euch eine Bibliothek nennen. Zweitausend haben wenigstens die, die ihre Bücher seit ihrer Kindheit bewahrten. Die nie von vorne angefangen haben, die immer geradeaus gegangen sind.“ Die Bücher schweigen. Ich wende mich ab, wende mich wieder hin: „Zweitausend Bücher hatte früher jeder Abiturient!“

Damit verlasse ich die Bibliothek und denke mir: Wenn ich zweitausend habe und den Mut aufbringe es irgendwo einzuwerfen, wird sich höchstwahrscheinlich jemand zerstreut an den Kopf fassen und entgegenen, dass er auch ein paar Tausend Bücher herumstehen habe. Solche Leute sind immer zur Stelle, auch wenn ich ihnen recht geben muss. Denn erst ein paar Tausend, vielleicht zehntausend Bücher, das ist eine Bibliothek! Das bedeutet keinesfalls geschenkte, in die Hände gefallene, jedenfalls nicht aus Not, Unüberlegtheit, Überdruß, Geringschätzung.

Geringschätzung scheint meine Nachmittagsbeschwerden am besten zu umschreiben. Ich kann mich nicht mehr an den Grund erinnern, warum ich meine Bibliothek verloren habe und jetzt so eine Art mythologischer Spaziergänger geworden bin. Ich weiß nicht einmal, was ist Schlaf, was ist nicht Schlaf. Ich gehe oder ich liege oder ich atme und sehe mir selbst dabei zu.





RALF HILBERT

Mar

Schneewasser,
Leichengift im Tal:
überlebt, die Jahre
am Berg, eines
um das andere.

Wenn hier einer
gestorben ist,
nehmen seine Dinge
etwas von seinem Tod
an.

Die Brille,
die Uhr,
der Ring,
der Becher,
das Besteck,
der Kamm
(sieben Tage,
nicht ein Ding,
und es geschah so).

Nicht die Klinge:
der Beweis,
nicht das Schreibzeug:
ein Leben
im Versteck,
das Gipfelbuch:
gefunden
(wir
nehmen das
an uns).

Von Vers
zu Vers eilen,
ehe das Eis
sich wieder schließt.

Immer kommt
der Freitod
auf eine Stunde
in der Dämmerung
im Dunklen und Warmen,
im Guten und Argen,
unterm Kreuz.

Durchwachte Tage,
davongekommen,
allein.

Traum und Tod

Schöner Schatten, du,
nimmst mich immer fort von hier,
die Stunde der Flucht
in eine Faust gesprochen:
mein Wort mit dir übersetzt.

Fraglos vernommen,
das Verstummen der Uhren:
nicht mehr meine Schuld.
Strengster, trügster der Sterne,
Mörder mit der warmen Hand.



RENÉ EGGER

Die Seilschaft

Ein dem Jaulen und Winseln nicht unähnliches Geräusch: das Knirschen unserer Schritte auf dem festgefrorenen Schnee. So jammervoll (und geradezu zerknirscht) gehen wir auf diesem so genannten Spaziergang, zu dem wir uns töricht haben überreden lassen, in den verschatteten Talgrund hinein, gehen immer weiter gegen die hier steil aufragenden Felswände zu, ohne Skier, ohne Steigeisen und ohne ernsthafte Aufstiegsmöglichkeit in dieses Felsenverlies hinein. Ziellos im Grunde, widerwillig und bei jedem Schritt nur auf Umkehr bedacht.

Das Knirschen unserer Tritte ist derart laut, dass wir das Wasser, das überall unterm Eis rinnt, gar nicht wahrnehmen. Obwohl der Talboden hier, wo im Frühjahr die Schmelzwässer aus den verschneiten Bergflanken springen, in Wahrheit ein einziges Bachbett ist.

Die weissen, von der Kälte eingefrorenen Gesichter meiner Begleiter. Und die grauen, verwitterten, irgendwie verhärmten Schindel-Fronten der Hütten. Kleine Stege, manchmal auch nur Bohlen, schmal und schneebedeckt, führen von einer Hütte zur anderen. Im Frühjahr, sagt unser Freund, werden die Hütten dann wie auf Inseln stehen — im Schmelzwasser erst, später dann im Morast, zuletzt im Kuhdung. Vor den hohen Felswänden wirken die Hütten noch niedriger, ducken sich, wie mir scheint, vor etwas weg. Leer sehen sie aus, diese Hütten. Doch verlassen wirken sie nicht, seltsamerweise.

Nach dem ersten Schuss, der sich plötzlich aus der Stille löst, wie ein Schmerz durch meine Brust jagt, durch meinen Körper bohrt, gegen mein Brustbein schmettert, um dann als Querschläger zurückzukommen und als Steckschuss in meinem Herzfleisch (oder einem der Lungenflügel) zu endigen, liege ich ungläubig im Schnee, starr vor Schrecken — und horche dem Schmerz und seinem Abklingen hinterher.

Von dort drüben kam der Schuss, glaube ich einen aus der Gruppe rufen zu hören. Und er deutet auf ein kleines Gehölz hin und will dort, sagt er, so etwas wie ein Aufblitzen gesehen haben. Was wahrscheinlich bloss Einbildung ist. Zumal wir hier nicht in einem B-Movie sind, und ich Blut, vorerst, nicht verliere.

Wir anderen haben jedenfalls nichts bemerkt. Sehen auch beim zweiten Schuss nichts, der uns dann allerdings unten hält, in die Deckung zwingt. Doch der Schnee, das wissen hier alle, ist keine Deckung. Und jetzt, wo wir so liegen, mit eingezogenem Kopf und sauber ausrasiertem Nacken, und uns einen gespannten Abzugshahn und den

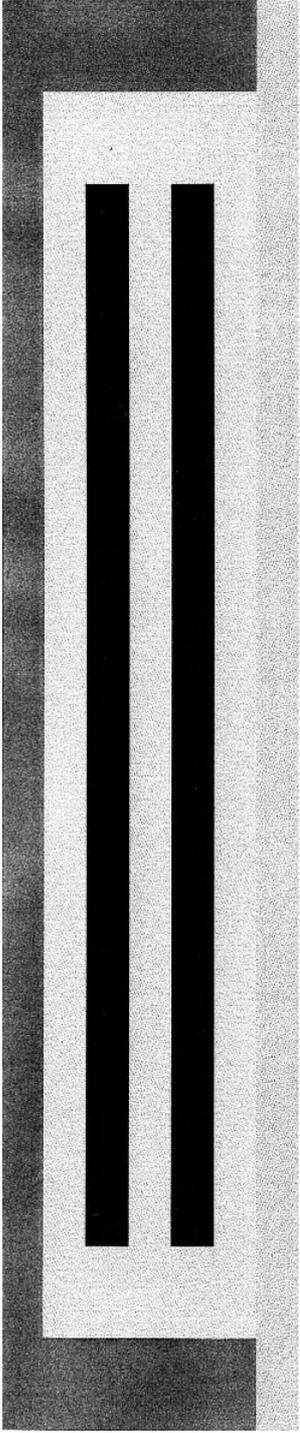
gekrümmten, schon steif gefrorenen Zeigefinger vorstellen, hören wir das Glucksen mit einem Mal nun auch: dieses weinerliche und wehleidige Plätschern und Sickern des Wassers unterm Eis.

Zuflucht suchend hebe ich meinen Kopf: Die verrammelten Fenster und Türen fallen mir als erstes auf. Zumindest bis Ende Mai, anfangs Juni, sagt unser Freund, werden sie verriegelt bleiben. Er kennt sich aus hier oben, kommt schon seit Jahren her — hat es aber auf den Schafberg, aus irgendwelchen Gründen, seltsam genug, bisher noch nie geschafft. Obwohl er ihn grossspurig den „Hausberg“ nennt, und obwohl es Wege gibt, Routen geben soll, die aus dem Talkessel, der ja andauernd im Finstern liegt, hinaus und hinauf auf die (angeblich lichten) Höhen führen. Einmal beschreibt er den Weg, diese kaum begangene Route: Zuletzt führe sie, sagt er, muss man ihm wohl erzählt haben, in steilem Anstieg und über einen schmalen, im Frühsommer glitschigen Grasgrat hinauf zum Gipfel.

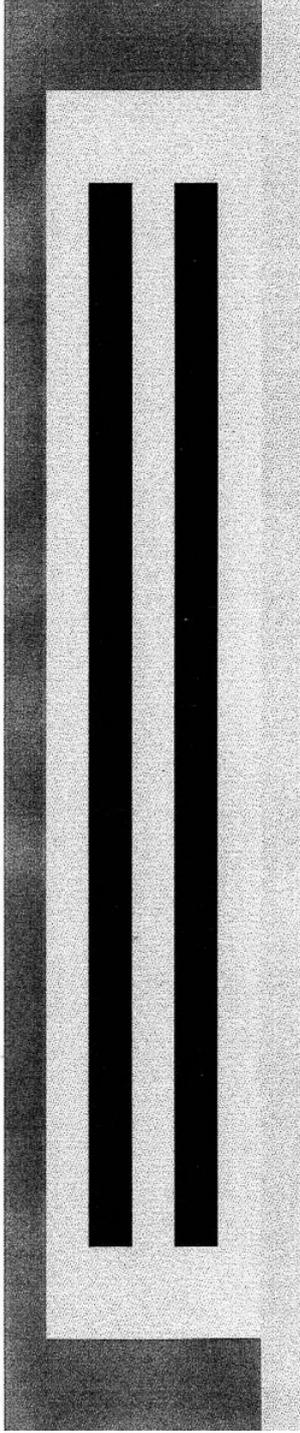
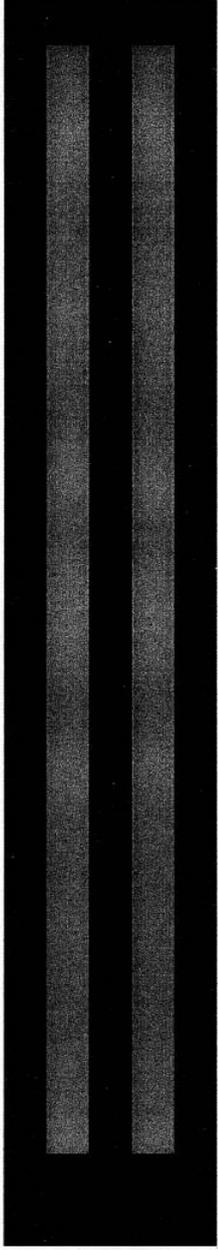
Frontal, von vorne also, sagt er mit Bestimmtheit, komme man an den *Schafberg* jedenfalls nicht heran, nicht heran, nicht heran. Der Satz scheint von den Felswänden abzurallen, geradezu abgeschmettert zu werden — das dritte Echo löst entfernt ein Schneebrett aus.

Plötzlich schwingt, bricht eine der Türen auf — und am äussersten Rand unseres Gesichtsfeldes, sozusagen im toten Winkel, ist unversehens eine Bewegung da, nehmen wir gerade noch wahr, wie ein Mann Hals über Kopf aus einer Hütte fliegt. Was sich anhört, als ob ein Eisbrocken in den pickelhaften Schnee schrammen würde. Doch bevor wir die Gestalt überhaupt ins Auge fassen können, öffnet sich der Verschluss erneut, und Arme und Hände greifen sich den Ausgestossenen, aus einem Reflex heraus, einem reflexartigen Erbarmen vielleicht, wobei beim Zurückschleifen ein scharrendes Geräusch entsteht. Und dann eine kreischende Angel, ein wiederholtes Schletzen, ein Riegeln — und abschliessendes Verrammeln.

Wenige Augenblicke später der gleiche, nun vielfach repetierte Vorgang: Hinter uns, vor uns, neben uns springen diese Rammeltüren, diese vom Wetter gebleichten Verschlüsse mit ihrer Misericordia-Maserung sperrangelweit auf und krachend (und splitternd) fliegen sie vor die Hütten, die seltsamen Insassen und Innewohner — beinhart gefroren, wie es den Anschein macht, bis ins Innerste vereist und manche bis zur Unkenntlichkeit geschrumpft. Doch ehe wir uns versehen, ist die Mehrzahl schon wieder eingebracht — bereits wieder im Schärmen. Nur hin und wieder, da klemmt einer, da will der vom Frost gereckte Arm nicht hinein, da sperrt sich ein in der Kälte gebogenes Knie, und unsichtbare Kräfte zerran an ihm und wir können den Hinundhergerissenen sehen: Von einem stumpfen Blau sind seine Schläfen und die Hutkrempe schattet eine schroffe, von einer verödeten Ader durchzogene Stirn. Und das Lächeln, das festgefroren um seinen Mund ist, macht angesichts der Berglandschaft, die rundum unversöhnlich aufragt und keine Auswege kennt, nicht viel Sinn, zumal es sich mit fortschreitender Erwärmung in ein weichliches Grinsen verwandeln dürfte.



2



Fürchterlich erschrocken bin ich und versteh dieses un schlüssige Hin und Her, das sich vor unseren Augen, die ja keineswegs schneeblind sind, so sonderbar abspielt, vermutlich besser als jeder andere: Dass man sie erst rauswirft, wie es den Anschein macht, ausschafft, gewissermassen vor die Türe setzt, um sie handkehrum in das Zwischenlager sozusagen als *Pendente* oder *Probanten* wieder aufzunehmen. Was immer hier zur Erwägung ansteht und wer sie auch sein mögen, die über künftiges Befinden und weiteres Verweilen bestimmen und letztinstanzlich zuständig sind — sie scheinen sich über das Prozedere jedenfalls nicht einig zu sein. Was für die Leute, die es anbelangt und zuletzt betrifft, gewiss schrecklich sein muss.

Gestern, sage ich beruhigend zu dem, der verstört neben mir im Schnee liegt, den Kopf noch immer zwischen den Armen, habe ich mich, man muss sich das vorstellen, noch nicht mal zwischen zwei Pullovern, der eine mit V-Ausschnitt, der andere mit Rollkragen, entscheiden können. Wenigstens fünfmal, sage ich, habe ich den bereits gepackten Rucksack wieder ausgepackt. Den Schrittzähler und die schon geballten Fäustlinge mit dem Norweger Muster zuletzt dann doch vergessen.

Dass es sich bei den Untergebrachten um Fremdschläfer, Zwischenzeitliche oder Permanentwanderer handeln könnte, mutmasse ich. Und überlege mir trotz zunehmendem Harndrang, was sie am Ende bewogen haben mochte, sich in dieses Tal mit noch pochenden Schläfen so aussichtslos zurückzuziehen. Und weshalb sie Opfer der Kälte geworden waren — obwohl in diesen Hütten etwas von der dörrenden Hitze des Bergsommers und der Wärme der Wiederkäuer doch zurückgeblieben sein musste.

Dass die Berge hier voll von *Kaminen* sind, welche die Bergsteiger mit Vorliebe durchsteigen — mit Klimmzügen und Spreizschritten durch die Couloirs kühn nach oben kraxeln, zu dem Krux, also dem gewitterfesten Gipfelkreuz emporsteigen, hilft gegen die eisige Kälte auf Dauer auch nicht, zumal uns die Schüsse weiterhin unten halten: präzises Einzelfeuer, knapp über unsere Köpfe hinweggezielt, vervielfacht vom Echo, das von den Felsen im Talgrund, vor denen auch meine Blicke abprallen, wie Serienfeuer (?) zurückkommt.

Wie angenehm war doch die Wärme des Urins zunächst! Und wie sehr hatte ich dieses Wasserlassen, das mir tröstlich Bauch und Schenkel netzte, anfänglich doch genossen: als mein eigener Geysir und Wärmebrunnen nässte ich mich. Doch dann gefror die Nässe, klumpte eisig, wie ich empfand, und gefährlich um mein Genital herum, sodass ich nicht länger auf dem Bauch im Schnee liegen mochte.

Wir sollten zusehen, dass wir aus ihrem Schussfeld kommen, höre ich mich sagen, und werde, wie ich's sage, von einem Waden-Durchschuss aufgejagt. Sodass es keiner weiteren Worte bedarf, und wir alle, wie ich nun das Kommando zische, mit versammelter Kraft vorwärts kriechen, mit größter Anstrengung gegen die Hütten zu robben, wobei zwei von uns eine breite Blutspur in den Schnee walzen, wie man das ähnlich auch beim Schweine-

schlachten auf den Bauernhöfen beobachten kann. Wo sie dann all diese grobschlächtigen Sauereien anstellen, die Schwänze, manchmal auch die Pimmel den Gästen aus der Stadt, den Schweinehunden aus der Stadt also, die Blut naturgemäss nur in Blutwürsten sehen können, an die Auto-Rückspiegel, gelegentlich auch ans Auspuffrohr binden.

Gegen die versperrten Holztüren, die vernagelten Läden wuchten wir mit ohnmächtiger Kraft, trommeln wir mit zunehmend gefühllosen Fäusten. Und immerzu denke ich, dass ich wohl ausbluten muss, während ich sehr viel wahrscheinlicher doch bloss erfrieren werde, indem ich bis ins Innerste hinein, in mein Gekröse hinein, in meinen Lungenschaum hinein, erstarre. Und selbst mein zu einem Hilferuf geöffneter, schrecklich aufgerissener Munch-Mund erstarren muss — vielmehr zu einem einzigen, gequälten Schrei gefriert. Und in meinen Hoden, meinen Kniegelenken, meinen Drüsen und Schleimbeuteln, meiner Luftröhre und meinen Tränenkanälen ein einziges, fortwährendes Knistern und Festfrieren ist.

Wie Gneis und Glimmer ist sein Gesicht, wie er sich, den ich eigentlich nur von vergilbten Schwarzweiss-Fotos kenne, auf denen sein Sepia-Gesicht ausnahmslos von einem mit einer Berg-Anemone geschmückten Hut, einem zerbeulten Filz, verschattet ist, unerwartet über mich beugt. Sodass ich das Glasauge, von dem man mir immerzu erzählt hat, jetzt erstmals auch in natura sehen kann. Dieses Glasauge, was ja nicht gänzlich ausgeschlossen ist, vielleicht auch mit dem richtigen Auge verwechsle, das ja nicht unbedingt milder oder grossväterlicher blicken muss, am Ende vielleicht noch starrer blickt als das lidlose Glasauge, weil es ja, wenn man es richtig bedenkt, ein schon gebrochenes Auge ist und deshalb durch mich, ohne das geringste Wimpernzucken, hindurchblickt.

Welches nun das richtige Auge ist? Das linke, offensichtlich durchdringendere oder doch das rechte, augenscheinlich adaptierende, für jede Helligkeit offene? Ich weiss es nicht, brauche es auch nicht zu wissen. Zumal ich seinen Blick, denke ich, so oder so aushalten muss.

Das kann er, das wird er, als mein leibhaftiger Grossvater, doch nicht zulassen, appelliere ich lauthals, schreit es unverwandt aus mir heraus, wie sie mich unversehens unter den Schultern fassen, abwägend, wie ich glaube, hochheben und offenbar ausschaffen und das heisst: nach draussen befördern wollen! Und denke, dass er doch wissen muss, zumindest wissen müsste, dass ich, auch wenn inzwischen Jahre (und Jahrzehnte) vergangen sind, einen Sommer lang sein Grab gesprengt habe, damals, auf dem Feldli, unserem Friedhof. So wie ich stets auch die beiden Nachbargräber begossen habe, also immer alle drei Grabstellen mit der Giesskanne seinerzeit gespritzt habe: Grossvaters Grab mit dem „Gipfelkreuz“ ebenso begossen habe, wie ich auch das Grab mit dem in rotem Sandstein gehauenen Edelweiss Woche für Woche gespritzt habe und das Immergrün auf der dritten Grabstelle, auf welcher der *Altmann*, der Unglücksberg also, aus Granit gehauen auftragte, ebenfalls nicht habe verdorren lassen. Wobei ich stets davon ausging, mir vielleicht auch nur eingeredet hatte, dass sie alle drei, neunzehnhundert- dreiundvierzig, beim Abstieg vom *Altmann*, von einem Schneesturm überrascht

worden waren. Sodass ich meinen Grossvater, der im Alleingang immerhin den ersten und fünften *Kreuzberg* bestiegen hat, über die östliche Südwand solo auch die *Freiheit* (Schwierigkeitsgrad IV+) bezwungen hat, wenigstens viermal auf dem *Hundstein*, mehrmals auch auf dem *Moor* (Ostwand) und dem *Amboss* war, zuletzt zu einer zerschundenen Bergleiche verwesen liess. Obwohl ich eigentlich hätte wissen — zumindest in Erfahrung bringen können, dass er in Wahrheit in einem Gewittersturm, mit ausgebreiteten Armen, wie angeblich beobachtet worden war, unglücklich von einem eben aufgerichteten Dachfirst flog. Wobei er seinen Schädel zuletzt nicht so viel anders zerschlug als die beiden neben ihm bestatteten. Es sei denn, dass diese in ihren Seilen erfroren: So dass sie bis zu ihrer Bergung zwei oder dreimal zufroren und wieder auftauten und erneut zugefroren sind, in der Wand, am leicht pendelnden Seil, von Dohlen umflogen.

Die Atemwolken vor meinem Mund scheinen verschwunden zu sein. Was nicht unbedingt heissen muss, dass in meinem Odem, der anscheinend ja nun versiegt und verströmt ist, ein letzter Rest von Wärme nicht dennoch zurückgeblieben sein könnte — wie ich beim Hauchen in die hohle Hand zu meiner Beruhigung denn auch festzustellen glaube.

Seltsam verknüpft sind wir am mehrfach gedrehten Lebensseil, und weshalb gerade wir vier nun eine Seilschaft bilden, brauche ich den Grossvater, der seinen Altersvorsprung irgendwie behaupten kann, wohl nicht zu fragen. Ich weiss auch so, dass es mit meiner Vorstellung von seinem Tod, von den Umständen seines Ablebens, dem Ableben überhaupt, ganz unmittelbar zu tun hat. Vielleicht auch damit zu tun hat, dass ich mir die Türe zum Anderen immer nur angelehnt vorgestellt habe und auch die Schritte weiss, welche die Schwelle beim Hinübergehen abgetreten haben.

Und jetzt, wo er mir das Seil über der Brust mit geübten Handgriffen festknotet, wird mir bewusst, dass ich fortan auch dazu gehöre, gewissermassen schon immer mit eingebunden war im verwandten Geschick, und dass mir der Grossvater, den ich eigentlich nur von seiner Grabstelle mit den Begonien kenne, freundlich gesinnt ist.

Dass wir durch die *Vrenenchele*, die Sankt-Verena-Kehle, ein bis unter den Gipfel sich erstreckendes, in ständiger Bewegung sich befindendes Geröllfeld aufsteigen werden, kann mich jedenfalls nicht wirklich schrecken. Selbst eine Winterbegehung, wie wir sie offensichtlich vorhaben und Anstalten dazu treffen, halte ich inzwischen nicht mehr für gänzlich undurchführbar.

Der feste Boden unter den Füßen sei ohnehin eine Illusion, höre ich den Grossvater sagen. Alles ist Bewegung, nichts steht jemals wirklich fest, sagt er und hat (von seiner Warte aus) ja wohl recht. Wichtig ist, dass man die grosse (und übergeordnete) Bewegung, die eine natürliche und naturgewollte ist, mitgeht, sich dem Ablauf der Dinge nicht sinnlos entgegenstemmt.

Die Verbundenheit, die ich in diesem Moment fühle, ist eine ungewöhnlich grosse und sie hängt nicht allein von diesem brüchigen Seil ab. Über der Brust hat es mir der Grossvater, der offensichtlich die Hände meiner Mutter hat, sorgsam festgeknotet. Und es ist ausgemacht, dass sie mich beim Aufstieg in die Mitte nehmen. Im Übrigen haben wir Zeit und können uns, soviel ich verstanden habe, Zeit ruhig auch lassen.

Es ist mir jedenfalls nicht unangenehm, einen Vorgänger zu haben, Fuss für Fuss in seine Nagelschuh–Stapfen zu setzen. Und der Schweiss auf meiner Stirn, der auch die Schläfen kühlt, wird wieder warm werden von der Anstrengung. Und gemeinsam werden wir in der bewussten Felshöhle unterstehen und dem Grollen der weiter ziehenden Gewitter horchen. Und alle Griffe, sagt er, will er mir zeigen, und wie man den Fuss in die Schründen setzt und noch in der kleinsten Ritze einen Halt findet.

Die Kälte, die sich fühlbar nun über meine Wangenknochen spannt, steht mir gewiss gut zu Gesicht und lässt mich ernster erscheinen. Das dürfte Lisa-Louise, meiner jungen Mutter gefallen — sie hatte schon immer eine Vorliebe für das Ernste.



HEIKE KNAPP

Damenopfer

Wie blass ist Dein Gesicht?
 Hörst Du die Fliesen splintern?
 Hast Du das Trugbild des Spiegels entlarvt?
 Breit- und Längsfugen teilen den Boden zu deinen Füßen
 in vierundsechzig Felder.
 Rechtwinklig und symmetrisch,
 schwarz und weiß.
 Warum lachst Du nicht,
 wenn Turmmauern klaffen?
 Wenn sie geflügeltes Licht ausspucken.
 Warum machst Du dich nicht davon,
 auf dem Rücken des Pferdes,
 das gerade die Flucht ergreift?
 Sieh! Sein Schweif weht wie eine Standarte.
 Weiß ist die Farbe des Lichts,
 und auf den Fersen
 folgt
 der Schatten!

„Alles nur ein Spiel!“, behauptest Du
 und opferst die Dame,
 die das Schwert des Königs führt.

Wie blass ist Dein Gesicht!

Ist der König das wert?

CONSTANZE GEERTZ

Neusiedlersee

Sie kamen schnell durch die Stadt. Um diese Zeit gab es wenig Verkehr. Einmal bemerkte Leonhard eine Gruppe von Jugendlichen, die johlend im Kreis standen. Nach der Kurve waren sie weg.

András fuhr sicher. Das machte es schwierig, wach zu bleiben. Eine Weile beschäftigte sich Leonhard mit dem Camcorder, sah sich den Umzugsfilm an, spulte vor, spielte am Display herum, zwischendurch fuhr er mit dem Finger über die Dichtung des Fensters und guckte nach draußen. Autobahnschilder, rote Lichter, weiße Lichter, Leitplanken. Erst als er das durchdringend fiepene Akkusignal hörte, bemerkte er, dass er auf „Pause“ gedrückt hatte. Im Bild stand András, den Fernseher vor der Brust und einen missmutigen Zug um den Mund. Leonhard schaltete den Camcorder aus, klappte das Display ein und suchte eine Position zum Schlafen.

Die Geräusche rückten langsam von ihm ab. Schlieren auf der Scheibe, grau-schwarzer Asphalt, das Gefühl, darüber streifen zu können. Das linke Bein störte. Es drückte gegen die Plastikverkleidung unter dem Schalthebel.

Nah am Boden die ausgestreckte Hand, der Asphalt wie Rauputz, die Hand schürft auf, schwacher, gleichmäßiger Schmerz. Die Sachen verteilen sich über die Straße. Gleiten hinunter und schweben, legen sich auf den Boden, langsam wie fallende Blätter. Nach hinten hin zerfließt der Transporter. Die Kabine ist fest, dahinter ist es leer.

Leonard richtete sich auf. Sein linkes Bein war eingeschlafen. Er fasste mit beiden Händen darunter und hob es auf das rechte.

Eine tote Fliege lag in der Rille unter der Windschutzscheibe. Blaue Schilder, Parkbuchten, ein Laster aus Spanien. Wie hoch man saß. Und die Selbstverständlichkeit, mit der ein Transporter Kleinwagen überrollen konnte. Und dass „überholen“ ähnlich klang wie „überrollen“.

Er suchte einen Widerstand, um Gefühl in sein Bein zu bringen, er presste es auf die Fußmatte, drückte es durch, stellte es nach vorn, zur Seite.

Eine Bremsspur, quer über die Fahrbahnmarkierung, als einzigartige Erscheinung im weiter fließenden Grau zwischen Leitplanke und Windschutzscheibe. Wieder fühlte Leonhard das leichte Schwanken des Kopfes, das dem Einschlafen vorausging. Er wollte

nicht mehr schlafen. Konnte sich nicht wehren. Das Letzte, was er wahrnahm, war ein Handyklingeln. Seines war es nicht.

Sie standen an einer Raststätte. Es war zu hell. Leonhard lehnte mit dem Rücken am Transporter und kniff die Augen zusammen.

András sprach auf ihn ein. Sein Mund bewegte sich schnell und blieb auch dann offen, wenn man nichts hörte. Er sprach Deutsch, sein schönes, leicht singendes. Leonhard meinte das Wort „Schwester“ gehört zu haben, aber vielleicht täuschte er sich. Da gab es die verrücktesten Dinge, in Frankreich hörte man „Glas“ und es bedeutete „Eis“. Leonhard dachte nach und vergaß, worüber er nachdachte, es war zu anstrengend. Er suchte eine Beschäftigung für seine Augen, und hoffte, dass András bald ein Zeichen zum Aufbruch geben würde.

Die Raststätte wurde umgebaut. Die Leuchtschrift an der Fassade war bis auf wenige Zentimeter von einem Gerüst verdeckt, an dem eine Werbeplane hing. Von den Buchstaben sah man nur das untere Ende: schmale, waagrechte Striche aus Licht. Wenn man die Augen zusammenkniff, wurden sie zu Kreisen.

András war verstummt. Er sah ihn an. Auf gut Glück sagte Leonhard „Gut, also fahren wir!“. Die Hektik schien sich zu legen, jedenfalls lächelte András ein bisschen und ging zur Fahrtür.

Kaum waren sie im Transporter, glitt Leonhard in einen anstrengenden Halbschlaf. In wachernen Phasen kam es ihm vor, als müsse er die Szene an der Raststätte rekonstruieren. Er wusste nicht weshalb, nur, dass viel davon abhing.

Er blickte auf den Asphalt und versuchte sich zu konzentrieren.

Explosionen aus Kies. Das Zentrum der Explosion immer kurz vor der Motorhaube. Der Kies wölbt sich, die Wölbung wird zur Welle, ein Strudel, dann sind sie darüber und alles fängt von vorn an. Der Lindwurm unter dem Asphalt biegt seinen Leib. Er spielt mit ihnen. Saugt die Straße an, spuckt sie aus. Ist hinter, unter, vor ihnen und immer ein bisschen schneller als sie. Alles unter ihnen ist Lindwurm. Sich hineinfinden in das Heben und Senken. Den Lindwurm nicht reizen, nicht ansehen. Wolkenloser Nachthimmel. Die Luft ist drückend. Sie fahren unter einem Sargdeckel. Wenn sie drohen, an die Kante zu stoßen, biegt András ab. Es kann noch ziemlich lange so weitergehen. Sie kreuzen wie alle anderen durch den Sarg. So wie die Fliege durch die Kabine des Transporters geirrt ist. Irgendwann wird ihnen das Benzin ausgehen. Sie werden liegenbleiben, wie die Fliege. Vielleicht haben sie Glück und können noch einmal tanken. Irgendwann wird der Tankwart die Achseln zucken und sie zurückschicken. Sie könnten versuchen, noch eine Weile zu Fuß weiterzumachen, aber irgendwann werden alle Getränke und Snacks ausverkauft sein.

Im Grunde ist es gleich, ob sie weitermachen oder sich fügen. Vielleicht haben sie Glück und der Lindwurm erwischt sie vorher.

Als András „danke“ sagte, erinnerte Leonhard sich. Er sah sich noch einmal im Neonlicht der Raststätte stehen und hörte, wie er den Vorschlag annahm, über Ungarn zu fahren. Eigentlich war es nicht einmal ein Vorschlag gewesen, beinahe schon seine eigene Idee. András hatte nur gesagt, dass seine Schwester, die seit langem krank sei, im Sterben liege, und hinzugefügt „am liebsten würde ich über Ungarn fahren“.

Leonhard räkelte sich. „Wirklich,“ sagte András, „danke. Das hätte nicht jeder gemacht“.

Es zog Leonhard nichts nach Wien, schon gar nichts zum Auspacken. Allein das Hochtragen würde Stunden dauern, er hatte so viel Zeug, so viele Kleinteile, alles irgendwie zusammengerafft, am Ende waren ihnen die Kartons ausgegangen. Wien hatte Zeit. Ungarn war zumindest eine Schonfrist. Dankbar sah er zu András hinüber.

Da lagen die dünnen Arme auf dem gepolsterten Lenkrad, da griffen die feingliedrigen Finger um den Schaltknopf, da musterten die Augen vorbeifahrende Autos, da zitterten beim Sprechen dünne, fast senkrechte Fältchen um die Mundwinkel.

Da fuhr ihn Einer, den er kaum kannte, zu einer Schwester, die er überhaupt nicht kannte, nur weil sie starb, während er umzog.



JÖRG KLEEMANN

BLUE MOON

kobaltauge
hinter mitternachtssträhnen
stahlblick
steinstunde
sieh nicht zurück
träumer

AUS DER ZEIT GESCHALTES JAHR

eine traumfigur
in betracht gezogen
vom auge auf dem dorn
hoch stechenden tiefblicks
der aus dem vollen schöpft
einsichtig zweidimensional
dreischichtig

wörtlich betäubt
vor dem freien fall
ausposaunt in feiger luft
am boden liegend

es war nur ein gedanke
ein nichts als freiraum
der noch zu füllen ist
ein inneres fliegen

angestarrt, gesammelt, geordnet, zu
Collagen verklebt,
bis er sie einigermaßen enträtseln konnte.
Er wiederholte EINIGERMASSEN, denn mehr
rekonstruieren habe er nicht können
aus den Fundstücken,
Brüchen und Rissen, Zerfetzungen, Verletzungen
der Begegnungsgedichte des Paars,
schau sie dir an.



MAGDALENA BOETTCHER

Träumten die Menschen des Magdalénien?

Der Mensch braucht den Traum, so wie er Sauerstoff braucht; man lebt schlecht,
wenn man nicht gut zu träumen versteht.

Jean Starobinski

Die alte Kultur der australischen Aborigines sieht die Urzeit der Welt als „Traumzeit“, während der

„die ganze Erde in tiefem Schlummer (lag). Auf ihrer Oberfläche wuchs nichts, und nichts bewegte sich auf ihr, und über allem lag eine große Stille. Die Tiere, auch die Vögel, schliefen noch unter der Erdkruste. Doch eines Tages erwachte die Regenbogenschlange aus diesem großen Schlaf. Sie drängte sich mit Macht durch die Erde nach oben, und an der Stelle, an der ihr gewaltiger Körper die Erdkruste durchstieß, schob er die Felsen zur Seite. Dann begann die große Schlange mit ihrer Wanderung. [...] Während sie wanderte, hinterließ sie ihre Spuren auf der Erde [...]. Nun erwachten alle Tiere, kamen ans Licht und folgen der Regenbogenschlange, der großen Mutter allen Lebens, durch das ganze Land. [...] Nun erließ die Große Schlange Gesetze, die für alle Wesen Gültigkeit hatten [...]. Manche Wesen gehorchten aber nicht, sondern stifteten Unruhe und stritten untereinander. Da wurde die Mutter allen Lebens zornig [...]. Die Frevler wurden also in Stein verwandelt, sie wurden zu Felsen, Hügeln und Bergen.“¹

Dieser Mythos der Aborigines ist traumähnlich dargestellt, wie das auch bei anderen Mythen zu beobachten ist. Die Bilder darin könnten die Träume der Götter sein, von denen sie handeln.

Es sind nicht Träume in unserem Verständnis. Ob die frühen Menschen, gar die der Urzeiten, überhaupt träumten und wie ihre Träume aussahen, wissen wir nicht. Der Mensch der Urzeit wurde in der Steinzeit vom Neandertaler (150.000 bis 30.000 vor unserer Zeitrechnung) abgelöst. Parallel zum Neandertaler entwickelte sich der Homo sapiens, dem seiner Bezeichnung nach Sapiencia zugeschrieben wird. In seinem mentalen Zuständen könnte er Halluzinationen entwickelt haben, aus denen, wie Christoph Türcke schreibt, der Traum hervorgegangen ist².

Die Kultur des Magdalénien entwickelte sich während eisfreier Zonen der jüngeren Eiszeit in Nordspanien, Südfrankreich und Süddeutschland³. Später zog sie nach Nordfrankreich, in die Schweiz und nach Osteuropa. Die Magdalénier gestalteten Höhlen ihrer Gebiete kunstvoll aus, indem sie in die Felsen ihre Bilder einritzten. Sie lebten in diesen Höhlen höchstens vorübergehend, wie das auch für unsere Kunsttempel gilt⁵, hielten sich meist an einer Feuerstelle unter dem Höhleneingang auf. Oder sie lagerten auf von der Sonne erwärmten Plätzen unter dem Schutz vorspringender Kalkfelsen nahe fließendem Wasser. Die Magdalénier waren Jäger und Sammler, die im Schnitt nicht älter als 30 oder 40 Jahre⁶ wurden. Der Name dieser Kultur leitet sich von der Grotte La Madeleine in der Dordogne⁷ her.

Im Périgord, in der Flußebene der Vézère, in einer Landschaft von großer Schönheit, entstanden damals erste dorffartige Siedlungen, die über längere Zeiträume bewohnt blieben. Archäologische Ausgrabungen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben reiche prähistorische Kunstwerke zutage gefördert. Am eindrucksvollsten zeigen die Höhlenmalereien von Altamira (Nordspanien, um 16.000 v. Chr.⁸) und Lascaux (Frankreich, um 17.000 v. Chr.⁹) die künstlerische Kraft dieser Menschen.

Sie ernährten sich hauptsächlich von der Rentierjagd, waren geschickt und anpassungsfähig und nutzten Knochen, um Angelhaken und Nähadeln herzustellen; erfanden Pfeil und Bogen, auch so genannte Speerschleudern. Mit diesen Waffen waren Geschwindigkeit und Reichweite der Projektile größer und das Erlegen mächtiger Tiere leichter, wenn die Herden vorüberzogen oder an Wasserstellen lagerten. Auch Wildpferde, Mammuts, Bisons und Antilopen bewegten sich dort durch Zwergstrauchtundren. Vom erlegten Wild und von Fischen aus der Dordogne konnten die Magdalénier leben. Sie hatten daneben genügend Muße, ihre Waffen zu verfeinern, Schmuck und Statuen zu fertigen und die Kunstwelt ihrer Höhlen zu gestalten. Ihre Felsbilder¹⁰ offenbarten, wie sich Denken und Lebensweise der Menschen im Périgord entwickelten.

Sie scheinen über ihr Leben, die Tiere und ihre Umwelt nachgedacht zu haben. Auch über ihre Toten, deren Gräber — wie die Höhlenbilder — auf Rituale verweisen. Vorangetrieben haben mag diese Entwicklung das kühlere Klima Europas, dessen Wechsel die Menschen vor immer neue Herausforderungen stellte, etwa durch die Temperaturen, die während der wechselnden Eiszeiten um den Gefrierpunkt schwankten.

Ihre geistige Welt läßt sich schwer nachvollziehen, auch wenn wir einen Teil ihrer Werke kennen. Ihre kleinen, zehn Zentimeter hohen Venusfiguren sprechen eine eigene Sprache¹¹, der ich hier nicht weiter nachgehen kann. Sie

mögen als Fruchtbarkeitssymbole gedient oder magisch-kultischen Charakter gehabt haben — wie auch die Höhlenbilder. Wie kam es dazu? Wozu dienten diese Darstellungen?

Alfred Adler¹² sieht die Phantasie als „Teil des (individuellen) Lebens“ und „Lebensstils“. Sie ist „Ausdruck unseres Bewegungsgesetzes als seelische Bewegung“. „Gefühle“ dienen dazu, „sich in gewissen Umständen gedanklich zu äußern“. Adler betont, daß die Phantasie „auf das Kommende“, „zum Ziel der Vollendung“ gerichtet sei, wobei „jede seelische Ausdrucksform“ „sich von unten nach oben“ bewege.

Die Jäger und Sammler der Höhlenzeit lebten in komplexen Situationen. Dafür, daß sie geträumt haben, gibt es keine Belege. Friedrich Nietzsche spricht vom modernen Menschen, wenn er in „Menschliches, Allzumenschliches“¹³ sagt: „Also: im Schlaf und Traum machen wir das Pensum früheren Menschentums noch einmal durch.“ Wenn das auch für die Magdalénier gilt, und davon gehe ich aus¹⁴, so beschäftigten sie sich mit ihrem ganz spezifischen „Pensum [des] früheren Menschentums“. Wenn dieses „Pensum“ sich möglicherweise auch nur auf ihr Jäger- und Sammler-Leben ausdehnte — wer weiß das schon? —, halte ich dafür, daß die Menschen des Magdalénien geträumt haben. Ich weise deswegen auf ihre reiche Kultur so deutlich hin, um zu erinnern, wie hoch entwickelt ihre geistige Welt war.

An der Schwelle frühen Denkens und Bildens spielen Halluzinationen, Phantasien und Träume eine Rolle. Wenn die Menschen des Magdalénien, die die Höhle von Lascaux gestalteten, die Tiere, die sie jagten, in die Struktur der Felsensteine hineinsahen und durch Einritzen das Geschaute verdeutlichten, hatten sie bereits Bilder der Tiere in ihrem Gedächtnis aufbewahrt, die sie sich nachbildend wieder vergegenwärtigen konnten¹⁵. Ein vorher aufgenommenes Bild kann der Phantasie des (künstlerischen) Menschen entspringen. Er hatte es bei der Jagd erblickt und das Gesehene in sich

hineingenommen, verinnerlicht. Vor der Felswand, wenn er das Mammut dort in den Strukturen des Felsens wieder zu erkennen meint, halluziniert er es.

Der halluzinierte Tagtraum könnte sich einstellen, wenn dem Jäger nach der Jagd und nach gutem Essen und Trinken im entspannten halbawachen Zustand unter dem schwach beleuchteten Höhleneingang oder in der halbdunklen Höhle die Bilder des Tages im Geist nachklingen. Er ruht nach anstrengender Arbeit und sinnt dem Geschehenen nach. Er denkt nach und halluziniert dabei. Sollte er darüber einschlafen, kann die Halluzination in einen Traum übergehen, der dann jedoch mehr ist als nur halluziniert. Der Traum ist die nach innen, in den Schlafzustand hineingeholte Halluzination¹⁶, die „Arbeit“¹⁷ erfordert, um zu einem Traum zu werden. Diese Arbeit hängt mit dem Fortwirken der Halluzination zusammen, die komplex ist und einen Übergang von der Wahrnehmung zur Imagination enthält¹⁸. Der Jäger wiederholt, indem er sich vorstellt, was er erlebt und dabei wahrgenommen hat: daß sein Geschoß das Tier nur gestreift hat, so daß es flüchten, im Dickicht entschwinden konnte. Schon dem halluzinierten Bild, das das Potential der Imagination enthält, kann sich Angst beimischen. Sie erwächst aus der Gefahr, in der sich der Jäger — Aug in Auge gegenüber dem mächtigen Tier — befand. Oder es stellt sich beim Übergang zum Traum Bedauern über den Fehlwurf ein, vielleicht auch ein Wunsch: der Wunsch, das Wild doch noch zu erlegen. Während der Jäger der Arbeit des vergangenen Tages nachsinnt, kann sein Wunsch schon das Unternehmen des kommenden entwerfen und im Traum vorwegnehmen¹⁹. Am nächsten Tag, im Wachzustand, mag dem Träumer der nächtliche Traum nicht mehr bewußt werden. Der Wunschtraum kann mit seinem auf das zu erlegenden Wild zielenden Anteil auch unbewußt in das Tagesgeschehen des Jägers hineinwirken.

Welche Geschichten würde uns die Höhlennacht von den Jägern und Sammlern, den Frauen und Männern des Magdalénien erzählen, wenn die Nacht in der Lage wäre, die Träume oder

Wachträume der Menschen in ihrem Lebensraum zu lesen? Sie waren beim Sammeln von Beeren und Pilzen, beim Angeln oder beim Jagen und in ihren Zelten auch jähren Erlebnissen ausgesetzt, tiefem Erschrecken oder heftiger Freude. Die konnten sie bedrängen, in fieberhafte Erregung versetzen oder beglücken. Über solche Erfahrungen mögen sie sich ausgetauscht haben, ihnen nachgesonnen, bestimmte Momente der Gefahr oder der Freude noch einmal erlebt, sie halluziniert oder gar von ihnen in der Nacht geträumt haben.

Wenn sie sich das Erlebte vergegenwärtigen, von nicht Geglücktem, nicht ganz Gelöstem gar träumen und es dadurch sich verständlicher machen können, ist ihnen geholfen. Sie erleben es noch einmal, vielleicht beruhigt und glättet sich dabei sogar, was sie bedroht hat und als Schreck oder Freude in die Glieder gefahren und dort gar stecken geblieben ist. So wird der Weg durch den Reigen der Bilder und Träume ihres Sammel-, Jagd- und Höhlenlebens ihnen eine Art somnambuler Initiation, die ihnen helfen kann, bisher unüberwindliche Schwellen zu überschreiten. Sie sind dabei auf ein „Ziel“ gerichtet, wie Adler sagt²⁰. Durch nächtliches Träumen im Sinne eines Vorausdenkens könnten sie bestärkt worden sein, in ihrem Leben bisher unerforschten Boden zu betreten, der ihnen bislang nicht zugänglich gewesen ist.

Träumen ist mit der Kraft der Imagination²¹ verbunden. Darin liegt die gute Möglichkeit, die uns helfen kann, uns zu entwickeln. Denkbar ist ebenso, daß Spuren von Angst und Schrecken der Bedrohung, etwa durch mächtige Herdentiere, aber auch durch Freuden oder Gefahren im menschlichen Verkehr, sich im Traum, vielleicht sogar wiederholt, einfinden und den Schläfer beunruhigen. Mit der Zeit mag die Gefahr durch die Wiederholung nach und nach ihre Bedrohung verlieren...

So könnte man sagen: Die Menschen des Magdalénien waren kreativ, weil sie träumen konnten. Ihre Reliefs, Figuren und Höhlenzeichnungen weisen auf diese Fähigkeit hin wie sie zugleich — auch — ihre ‚Träume‘ darstellen.

KRISTIAN KÜHN

Anmerkungen zum Lyrikpreis München

1

Stéphane Mallarmé deutet in seinen veröffentlichten Auszügen zur „Verskrise“ (1886-96) das Mysterium der Lyrik als einen Zauber von „Abwesenheit“. Aber was soll bei faszinierender Lyrik abwesend sein? Paul Valéry sagt dazu, ihr Zauber bestehe im weißen Blatt, in der uneingeschränkten Möglichkeit.

Manchmal bekommen wir Gedichte für den Lyrikpreis München eingereicht, die technisch ausgefeilt sind und durchaus den Bennischen Kriterien der sogenannten Artistik entsprechen, und doch lassen sie keinerlei Raum für das Mysterium (dieses „Nichts an Geheimnis“), das Mallarmé immer wieder einfordert.

Fragt uns von der Vorjury also jemand, warum wir sie oder ihn abgelehnt haben, kommt es vor, dass ich mich damit rette, eine Stelle aus dieser „Verskrise“ vorzulesen. „Ich sage“, steht da, „Ich sage: eine Blume! Und aus dem Vergessen, in das meine Stimme jeglichen Umriss verbannt, erhebt sich musikalisch, als etwas anderes als die gewussten Kelche, Idee selbst und lieblich die allen Sträußen fehlende.“

2

Diese Katabasis in die Welt der Ideen, als ob man eine Art Alchemie betreibe, sich um eine

Zauberkunst der Sprache aber auch Sprachlosigkeit bemühe, scheint uns für jede Art von Lyrik unerlässlich. Hierin liegt für Texte, welcher Art auch immer, die Ambivalenz zwischen realer Gegenwart und Abwesenheit. Sie spannt den Raum zwischen Sprache und hochkommenen Worten, der die Imaginationskräfte anregt.

Manchmal werden wir gefragt, warum gerade wir ohne Mittel und nicht autorisiert in die Lücke treten und uns anmaßen, einen Lyrikpreis für München in die Wege zu leiten, obwohl Andere doch seit Jahren darüber nachgedacht haben und viel berufener sind, Verlage anführen oder mit Marmor ausgestaffierte Räume zur Verfügung stellen. Hierauf möchte ich nicht antworten, vielleicht könnte ich es gar nicht. Ich weiche aus mit einem Zitat von Michel Butor aus seinem „Bildnis des Künstlers als junger Affe“: „Oh gewiss, nicht alles, was an meine Ohren drang, erschien mir gleich gediegen, und ich begriff sehr wohl die Unwissenheit und den Mangel an Empfindungsfähigkeit mancher großer Würdenträger eines bestimmten mich fesselnden Gebietes, aber sie waren deshalb nicht minder für mich „Ihre Magnifizenzen“ (...) Ich folgte ihnen bei ihren Spaziergängen, respektvoll in einigem Abstand, wachsam mit gespitzten Ohren. Nur einigen wagte ich mich zu nähern, wagte manchmal, das Wort an sie zu richten, Novize in einem zeitweiligen Kloster.“

Aber wohin treiben diese Sätze? Nein, wir wollen kein Kloster bilden und uns verschließen. Archive für Eliten gibt es genug, wir suchen als Autoren die Begegnung mit anderen Autoren, wir öffnen unsere Tore, soweit vorhanden, um Raum – und sei er noch so provisorisch – zu gründen für ein Forum in Zeiten der Absenz. Das Fehlende, diesen Raum, der vielleicht unaussprechlich ist, wollen wir angefüllt sehen durch Aussprache und Verständigung. Wir wollen mit diesem Preis mehr sein als abheftbares Kulturgut oder eine weitere (illegitime) Verteil-Station von Anerkennungen. Denn ist es nicht so, dass Lyriker zunehmend unter sich selbst bleiben wie eine kleine Gemeinde Unverständener, dass sie sich versammeln, um sich gegenseitig in einer kleinen Feier ihre Arbeiten vorzulesen, ja – noch vorangedacht – letztlich nur mehr die Korrespondenz mit dem eigenen Innern suchen, dass ihre Augen enthusiastisch leuchten wie Mysten bei der Begegnung mit Dionysos, wenn sie vorlesen, dann aber doch nur eine Flaschenpost abgeschickt haben in die Untiefen dieser flüssigen Masse aus Fettigkeit, der sie sich gar nicht zu nähern trauten, wären sie nicht inspiriert. Sie wollen doch nicht wie ein Künstler bei der Vernissage vor ihrem Werk stehen, mit ein paar Sprüchen aus der Einführungsrede, die ihr Ego streicheln, vollkommen beliebig und austauschbar, abgefertigt werden, wie gesagt, noch vor ihrem Werk stehend, derweil sich die Gäste bereits um das Buffet scharen, Wein trinken, von ihrer Urlaubsreise, dem Wetter oder Krankheiten reden.

3

In seinen „Ketzerien, die Kunst betreffend. Die Kunst für Alle“ fordert Mallarmé zwar: „Die Massen mögen die Moral lesen, aber bitte lasst sie nicht unsere Dichtkunst besudeln. O Dichter, ihr wart immer Hochmütige; seid mehr, werdet Verächter.“ Doch leben wir in einer überschwappenden Medien- und Freizeitkultur, die leicht Verächter zu bedauernswerten Geschöpfen ihrer Selbstverachtung macht, denn nur noch Bares ist Wahres, so dass sich die lyrische Langsamkeit

und sogenannte „Abwesenheit“ spöttisch und ganz real auswirkt.

Was bieten aber dann wir, ohne Archiv, Autorisation und Geld? Im Dezember 2010 werden zum ersten Mal sechs LyrikerInnen im Finale zum Lyrikpreis München im Vortragssaal der Bibliothek im Gasteig zusammenkommen. Sie haben sich bereits in einer der drei Lesungen im Münchner Literaturbüro einem kritischen Publikum und einer abendlichen Jury ausgesetzt. Manch eine/r ist angereist, nur um an diesem Abend angegriffen und abgekanzelt worden zu sein und nachts wieder nach Hause zu fahren.

Wir haben eine Prozedur, die mehr als eigenwillig ist. Für die Einreichung zahlt man eine Bearbeitungsgebühr von 10 Euro, dafür kann man dann dreimal teilnehmen und dreimal – abgelehnt von der Vorjury – auf unserer Webseite (www.lyrik-preis.de) vergeblich auf den eigenen Namen bei der Ankündigung der Nominierten warten. Dann kommt der Leseabend, und falls man nominiert sein sollte, tritt man gegen vier/fünf Konkurrenten an, wird kritisiert vom Publikum und der Abendjury, die schließlich zwei LyrikerInnen für das Finale auswählt. So setzt man sich obendrein im Finale noch einmal dieser Quälerei aus. Das sind schon Sportsgeist und ein gewisser Masochismus, die von den Autoren verlangt werden. Aber wir machen das wohlweislich und bewusst.

4

Recht eigentlich handelt es sich bei unserem Wettbewerb eher um ein Spektakel als um einen Preis.

5

Die einreichende Person bekommt, gesetzt den Fall, sie wird nominiert, ein Quantum Aufmerksamkeit, wird ernstgenommen aufgrund der Auseinandersetzung, die auch mal harsch sein kann, weil sie nicht von Werbetextern oder Bürokraten oder Verlagskaufleuten vorgefertigt



ist. Deshalb haben wir die Trennung zwischen Publikum und Abendjury vorgenommen. Das Publikum besteht nicht nur aus schweigenden Claqueuren, es wird aufgerufen, Stellung zu beziehen, auch wenn das bisweilen als „eigenwillige Diskussionskultur“ abgelehnt wird, weil bei uns jeder Einlass findet, ohne Eintrittsgeld, ohne Bildungsausgrenzung, und so auch Unangemessenes zu Wort kommen mag. Dennoch glauben wir, zumal ja auch die abendliche Hauptjury anwesend ist und schließlich allein die Entscheidung fällt, dass ein solches Spektakel zur derzeitigen Situation der Lyrik angemessener ist, als eine Begrüßung mit anschließender Laudatio, einem musikalischen Intermezzo und auszugsweiser Lesung (nur nicht zu lange!) des Preisträgers oder gar eines Schauspielers, Überreichung des Schecks, Händedruck und Buffet.

Wir halten auch das für eine Tortur. Wie auch immer die Bedingungen sein mögen, denen auch wir uns ausgesetzt fühlen, wir befinden uns sozusagen im Versuchsstadium.

Ich schließe diese Anmerkungen mit einem Zitat aus Roberto Calassos „Der Untergang von Kasch“, einer Kritik der Jetztzeit: „Die Grenze wird von der Geschichte der Aufklärung stillschweigend verneint. Da deren Gott die Konvention ist und da alles als Stoff gilt, an dem die Konvention ihre Arbeit verrichtet, geht es jedes Mal, wenn man auf Widerstand stößt, höchstens darum, die Konvention zu ändern. Allen Konventionen gemeinsam ist jedoch der Glaube an die Konvention; und eines Tages kann es geschehen, dass sich der Stoff ausgerechnet gegen diesen Glauben auflehnt. Dann tritt die inzwischen exotisch anmutende Gestalt der Grenze wieder in Erscheinung, die einst in Griechenland enthüllt und verehrt wurde, während man zugleich die ersten Maßnahmen zu ihrer Tilgung austüftelte. Heute haben wir die Grenze wieder vor uns: Keine Gestalt könnte beunruhigender, keine Erinnerung weniger eindeutig sein.“



ULRICH SCHÄFER-NEWIGER

Kleiner Almanach unmöglicher deutscher Wörter

1. Fortsetzung kaputt (adj.)

Dieses Eigenschaftswort ist das schönste und auch international bekannteste, ja das akzeptierteste und ohne Vorbehalte anerkannteste deutsche Wort. Denn bei keinem anderen deutschen Wort stimmen Lautfolge und Bedeutung so vollkommen und ideal überein, ja ergibt sich die Bedeutung gleichsam von selbst ohne gedankliches Zutun aus dieser wunderbaren und einmaligen Konsonanten- und Vokalfolge: Nämlich des einleitenden, harten, aus der Tiefe der Kehle, also der Seele, heraufbrechenden „k-k-k“, des danach herausströmenden, (nicht einfach nur ausgehauchten), ent-lastenden, ent-leerenden, ent-lüftenden „a-a-a“, gleich darauf wieder das harte Zusammenpressen der Lippen unbedingt erfordernde, harte (eben nicht weiche) „p-p-p“, des überaus spitzmäuligen, ebenfalls von innen herausquellenden, hinausdrängende, freundlichen „u-u-u“, welches zwanglos und gleichzeitig folgerichtig sich anschließt, und schließlich des abschließend die ganze Kraft und Beweglichkeit der Zunge (weil kräftig nach oben gegen den vorderen Gaumen zu stemmen) erfordernden, die Prozedur beendende und abrupt abbrechenden, natürlich und selbstverständlich doppelten „t-t-t“. Welch eine grandiose Lautfolge! Welch ein Schrei aus tiefster Seele! Welch ein Wort!!

Jeder Mensch zwischen Ushuaia und Ulan Bator versteht die Bedeutung dieser Lautfolge sofort, auch wenn er nie ein Wort Deutsch gelernt

hat, nämlich: „zerbrochen“, „zerrissen“, „zerstört“, „verwüstet“, „vernichtet“, „zertrümmert“, „eingeschlagen“, „zerschlagen“, „zermalmt“, „ruiniert“, „demoliert“, „verheert“, „niedergewalzt“, „defekt“, „unbrauchbar“, „zerdeppert“, „zerschmettert“, „zer-treten“, „nicht mehr funktionierend“ usw. usw.

Das Wort nimmt in der deutschen Sprache nicht nur deswegen eine Sonderstellung ein, weil es in seiner deutschen Fassung weltbekannt ist, sondern weil es konsequenterweise wie kein zweites deutsches Wort von vielen anderen Sprachen übernommen wurde. Dass die Engländer und Niederländer (um nur zwei Beispiele zu nennen) es nicht richtig schreiben (jene schreiben „kaputt“, diese „kapot“), wenn sie es aus dem Deutschen übernehmen, tut dem keinen Abbruch. Andere Sprachen haben für den gleichen Sachverhalt auch nicht entfernt ein so schönes Wort: Ital: „rotto“ (immerhin, auch einprägend), span.: „roto“, franz.: (sehr vornehm): „fichu(e)“, neugriechisch: (unspektakulär und viel zu lang): χαλασμενος (bis das Wort ausgesprochen ist, kann die Welt schon 3 x kaputt gegangen sein).

Dabei hat „kaputt“ erst sehr spät im deutschen Wortschatz Eingang gefunden. Die Gebrüder Grimm kannten es noch nicht; in ihrem Wörterbuch kommt es in der uns bekannten Form nicht vor. Dort finden sich nur für den ähnlichen

Bedeutungszusammenhang die Begriffe „kapores gehen“ oder „kapores sein“ für: zugrunde gehen, verloren sein. Dies deutet auf eine der angeblichen Quellen des Wortes hin. Das hebräische „kaporá“ (Sühne, Sühneopfer) soll zu dem jiddischen „kapóre“ (f) und „kapóreß“ (Pl) geführt haben.¹ Im Jiddischen meint „Eß is af kaporeß“: „Es taugt nichts“ oder: „Es ist ein Durcheinander“². Dieser Herkunftsdeutung schließt sich auch derjenige an, der den Begriff „kaputt“ als sehr deutsches Wort recht eigentlich international bekannt gemacht hat: Curzio Malaparte, jener italienische Condottiere aus dem 18. Jahrhundert, der den 2. Weltkrieg auf seine weltabgewandte, phantasiereiche Art beäugte. In seinem 1944 im zerstörten Neapel erschienen, berühmten und in Deutschland misstrauisch aufgenommenen Roman mit dem Titel „Kaputt“ erklärt der Ich-Erzähler (natürlich Malaparte selbst) der Prinzessin Luise von Preußen: „Sie kennen den Ursprung des Wortes ‚kaputt‘? Es ist ein Wort, das vom hebräischen ‚kapparoht‘ kommt, welches Opfer bedeutet... Das Schicksal des deutschen Volkes ist es, sich in ein Opfertier, in ein Kapparoht, in ‚Kaputt‘ zu verwandeln. Auch Sie müssen wissen, dass wir... alle bestimmt sind, eines Tages zum Opfertier, zum Kapparoht zu werden, ‚kaputt‘ zu sein; daß wir deswegen Christen sind...“³. Die Gedankenwindungen des Herrn Malaparte kann man akzeptieren oder nicht. Wichtig ist hier: Das Buch gehörte zu den „Welterfolgen der vierziger Jahre“.⁴ So fand der Begriff im Zusammenhang mit dem deutschen Greuel im zweiten Weltkrieg Verbreitung. Ein gängiger Begriff damals in Europa war: „Hitler kaputt.“

Andere wollen wissen, das Wort sei eine Neubildung nach der Wendung „caput machen“ (ohne Stich) beim Kartenspiel nach dem französischen faire capot⁵. Den Nachweis dafür treten diese aber nicht an.

Die älteren Leser werden sich noch an das Lied von ‚Ton, Steine, Scherben‘ mit dem Titel „Macht kaputt, was euch kaputt macht!“ erinnern. Der Titel wurde zu einem der Slogans der 68iger Bewegung.⁶

Mit dieser Bewegung starb auch der ins allgemein Politische und Soziale weisende Gebrauch des Begriffes. Investmentbanker können heute leider mit der Aufforderung „Macht kaputt, was euch kaputt macht!“ nichts mehr anfangen, und sei es auch nur, weil sie kein Deutsch mehr verstehen. (Dieser Hinweis steht nicht im Widerspruch zu der Eingangs getroffenen Feststellung, jeder Mensch zwischen Ushuaia und Ulan Bator verstehe das Wort. Investmentbanker leben nämlich nicht zwischen Ushuaia und Ulan Bator sondern in einer gänzlich anderen Welt, die nicht von dieser ist.) Also weg mit dem Wort, auch wenn es noch so schön ist!

¹ Rosten, Leo, Jiddisch, Eine kleine Enzyklopädie, München 2002, S. 290

² Ebda

³ Curzio Malaparte, „Kaputt“, Roman, Wien, 2005, S. 342/343

⁴ Müller, Lothar, Die Witterung des Hundes für das Tier im Mensch, Nachwort vgl. Fn 3, S. 577

⁵ Kluge, Etymologisches Wörterbuch, 23. Auflage, Berlin 1999, S. 426



VASILE V. POENARU

Vom Scheintod des Autors

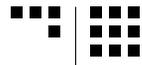
Seinen uralten Essay zum Thema Sterblichkeit hat man als vorzüglich archivierbare Proklamation des Menschlichen in die Schulbücher gebannt, seine nagelneue Abhandlung zum Thema Unsterblichkeit aber wurde nicht nur allen Philosophen und Theologen von seiten der Akademie umgehend als Privatlektüre anempfohlen, sondern auch mehr als dreimal laut und deutlich auf vollen Stadien vorgelesen. „Da war was“, bekundete der Kultusminister vor den feierlich aufgeschlagenen Luxusausgaben. Die Menge jubelte. „Da ist was“, hatte es auf dem Blatt geheißt, doch der Kultusminister setzte kurz vor dem Lesen seine Brille ab, da er das drüben im Literaturhaus gerade entblößte Standbild des Autors durch sein neues Fernrohr bestaunen wollte. „Kultur! Kultur! Kultur! Schon der junge Goethe...“ Weiter kam der Minister nicht. Sämtliche Zuhörer eilten zum Standbild, schossen Fotos, kauften klugerweise schon im voraus vom Autor eigenhändig unterzeichnete Exemplare der Paradigmatischen Geworfenheit. Das Kinn des Autors war auf dem Rückumschlag ein bisschen hervorgehoben. Ansonsten: römisches Profil.

Über ihn selbst meinten die Ärzte, er sei nun nicht mehr: kein Bewusstsein, kein Puls, kein Leben. Dafür immerhin das ewige Andenken der wörtlich wiedergegebenen Liebe zwischen Textproduzent und Textkonsument — sozusagen im Akt des Sterbens sublimiert. Einer seiner

besten Leser drückte ihm die Augen zu. Die Medien waren froh, diese Nachricht zu verbreiten. Die Öffentlichkeit war froh, diese Nachricht zu empfangen. Der Verlag war froh, seinen Umsatz aufzukurbeln. „Autor tot, Werk wieder lebendig“, fasste es einer seiner besten Kritiker zusammen.

Doch war er wirklich gestorben? Besser: Hatte er wirklich gelebt? Widersprüchliche Gerüchte gingen durchs Land. Jeder glaubte, was zu glauben war. Der lokale Trauertag erntete einen so großen Erfolg, dass daraus im Handumdrehen ein globaler Trauertag wurde. Drei Kanonensalven ertönten am Hafen, drei Nationalhymnen in der Innenstadt (die deutsche, die österreichische und die schweizerische). Klageweiber wurden eingestellt, um zu klagen. Übersetzer, um die Klage in alle Sprachen des pluriethnischen Raumes Europa zu übersetzen. Priester, um zu predigen, Aufklärer, um aufzuklären, Vorleser, um Vorzulesen, Verkehrspolizisten, um den Verkehr zu leiten. Komisch, wo einer sich so überall hinführen lässt, wenn die richtige Stimmung herrscht. Damals schien es nämlich wirklich so, als sei er weg.

Heute wissen wir freilich: Der Autor ist nicht tot. „Nicht tot?“ fragte sein Verleger besorgt. „Auferstanden, was?“ fügte er hoffnungsvoll hinzu. „Nie tot gewesen“, berichtigte ihn der



Oberpräparator. „Tut mir leid.“ Er war nur eingeknickt, den frischgespitzten Bleistift in der Hand, die Texte zum Redigieren unterm Kissen, das Testament druckreif wie immer, die Fotos von der Preisverleihung und die Rufnummer des Verlegers mitsamt ein paar wenigen Geldscheinen in den wohlgestockten Socken, sein unvollendetes Lieblingskapitel des Buchs der Wende als work in progress im Gedächtnis, den verwelkten Lorbeerkranz vom Schriftstellerverband im Garten — hinter dem Mülleimer.

Ja, eingeschlafen. Einfach eingeschlafen war er. Weil ihm wohl im Schlummer die allerbesten Gedanken kamen. Weil er im Schlaf immer vergaß, dass er strenggenommen ja gar nicht schreiben konnte, dass er nie schreiben konnte. Weil jedes Aufwachen ein Erschließen der Lebhaftigkeit, der Leibhaftigkeit des Wortes ist. Weil jeder Traum Materialien spendet für seine Dichtungen, wie er sich ausdrückt: für sein Dichtmachen des Sagbaren.

Jetzt schlummert er aber nicht mehr. Jetzt sind seine Augen wieder weit offen. Jetzt erinnert er sich an alles. Er meint an den Händen der Kritiker und Interpreten Blut zu erkennen. Sein Blut: das Blut seiner Schriften. Er merkt, dass mehrere seiner allerjüngsten Werke zerlegt wurden — Teile davon klebten immer noch an den Hosentaschen unbarmherziger Experten in Sachen der Komparatistik, wie ihm scheint. Er weint nicht. Er lacht nicht. Er flucht nicht. In ihm regt sich keine Zeile. Und doch.

Die Diskussion sei weit an der Eigentlichkeit der Lektüre vorbeigegangen, meint er, als man das Wort schließlich wieder für eine kurze Weile an ihn richtet. Er werde nicht mehr als Urheber des Textes ernstgenommen, wo er doch einst jedes Fragezeichen, jede Silbe, jeden Tropfen Sprachlichkeit mit äußerster Hingabe zur ungestümen, bedingungslosen Rezeption bereitstellte. Den Puls seiner Werke habe man immer messen können. Die Leute täten aber so, als sei seine Schrift nicht mehr lebendig.

Ein Todesschein war ausgestellt worden. Wäre der Autor bei Bewusstsein gewesen, hätte er ihn sich nicht zustecken lassen (Wer ließe sich schon seinen eigenen Todesschein zustecken?) Doch nun blieb ihm nichts anderes übrig, als einen angemessenen Rahmen dafür zu bestellen, denn der Todesschein war mit seiner höchstpersönlichen Unterschrift versehen, was sich freilich paradoxal anhört, obwohl zwei Notare diesen durchaus fragwürdigen Sachverhalt rechtskräftig für ordnungsgemäß erklärten. Ein Mitarbeiter seines Verlags, der auch bei der Leichenbestattung tätig war, konnte glücklicherweise einen preiswerten und sogar kunstvoll gezierten Rahmen vermitteln. Solche Rahmen sollten des öfteren auch für Diplome verwendet werden, so der Tischler, der übrigens seinerseits an Wochenenden auch noch als Redakteur arbeitete und den Autor einmal in einem Interview über die Verfügblichkeit des kollektiven Gedächtnisses befragte. Irgendwie sah er ganz wie ein echter Sarg aus, obwohl Wörter ja strenggenommen nie bestattet werden. Freilich kann man sie totsichweigen und die Bestattung dann bis auf Widerruf aufheben.

Weil der Tischler wusste, dass jeder Schatz, dass jeder Wortschatz wertvoll ist, hatte er für diesen literaturtheoretisch anspruchsvollen Auftrag das edle Holz eines wertvollen Baumes verwendet, der allerdings gar kein Baum war, sondern eine Pflanze, genauer gesagt, eine baumähnliche Pflanze. Es ging übrigens das — jedenfalls den Behörden gemäß — freilich weitgehend unberechtigte Gerücht, sie sei sogar eine fleischfressende Pflanze, ferner ging das Gerücht, dass es wohl eine derartige Pflanze gewesen sein mochte, die den Autor verspeist (ja, verspeist) habe.

Vom Umberto-Eco-Forschungszentrum für mehr Sinn in Lebenslauf und Satzbau kam bald ein vorläufiges ästhetisches Urteil auf Bewährung: „Der Autor von einst steckt nur noch im Rahmen, uns bleibt nur der nackte Rahmen.“

Mehr als nur geistig festgehalten war das geflügelte Semiotiker-Urteil auf einer malerischen Ansichtskarte aus Baskerville, und daneben standen eine Rose und ein Vergissmeinnicht. Die Rose war allerdings leider schon halbwegs verwelkt. Der Kultusminister sagte: „Sehr poetisch! Das will ich mir gefallen lassen! Wie gesagt: Kultur!“

Ein Rahmen-Kongress wurde veranstaltet. Außerhalb des Rahmens gab es nichts, was etwa die Exponenten des Poststrukturalismus und Dekonstruktivismus keineswegs störte. Nur, innerhalb des Rahmens gab es ebenfalls nichts. Damit gaben sich die wenigsten zufrieden. Denn was sei dann noch der Sinn des Ganzen? Die Teilnehmer am Kongress fragten: „Wenn dies der Rahmen ist, wo ist denn dann der Autor? Wenn aber dies der Autor ist, wo ist dann der Rahmen?“

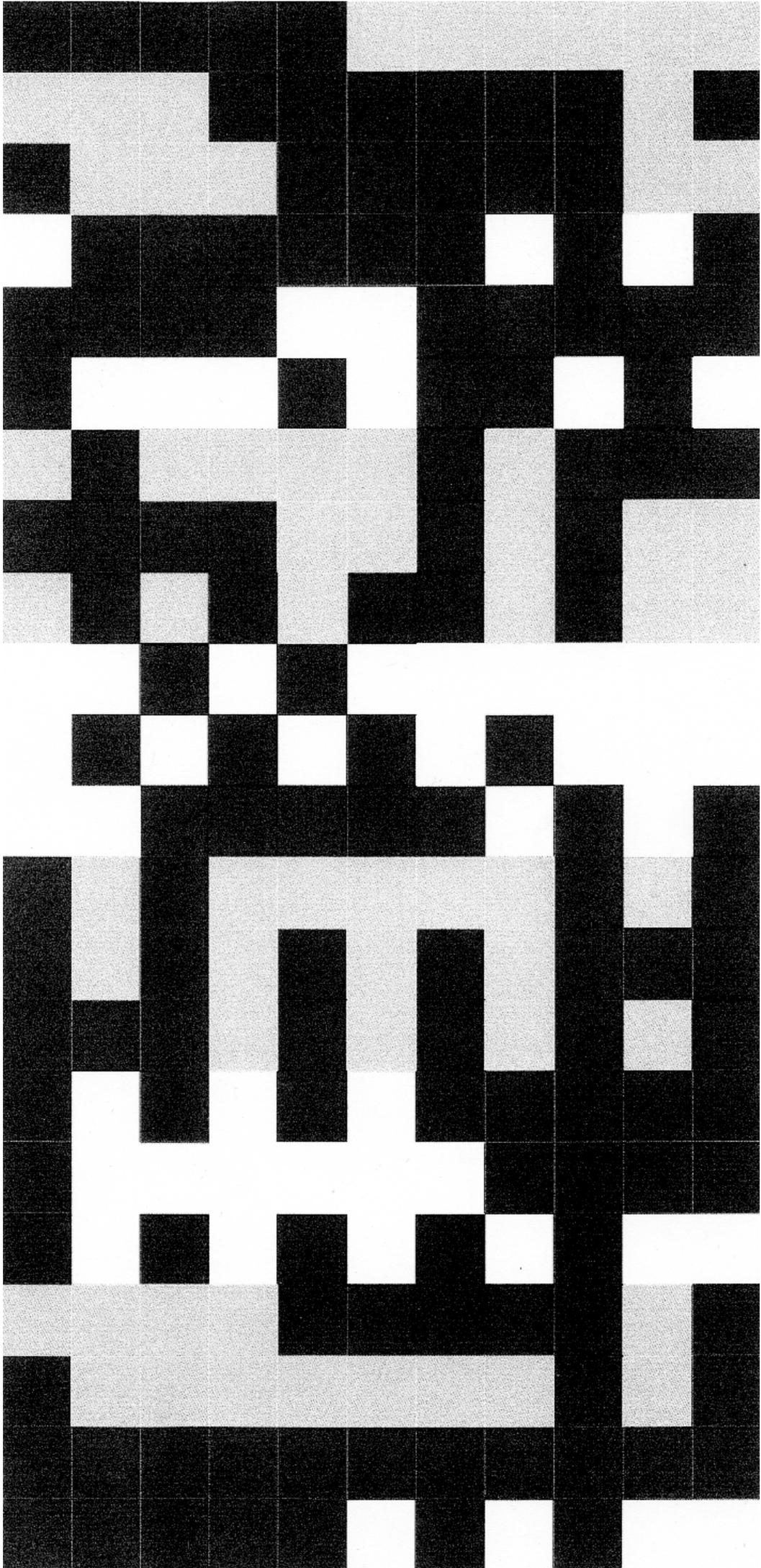
Eigentlich war der Rahmen für das letzte Wort des Autors gemeint, nur, weil ja eben niemand so recht wusste, was sein letztes Wort denn sei, entschloss man sich kurzerhand für das vorletzte, das schon seit langem extra für solche Fälle bereitgestellt worden war und in einem versiegelten, wiewohl nicht undurchsichtigen Umschlag der Offenbarung harrte. Einem kleinen Kreis Eingeweihter war es verständlicherweise schon im voraus bekannt.

Jemand hatte eine Briefmarke auf den Umschlag geklebt, so dass nun das vorletzte Wort mitsamt Todesschein sozusagen in mehr als nur einer Hinsicht versandbereit war. Allerdings fehlte die Adresse des Empfängers (Und schließlich ist es ja nicht egal, ob einen das letzte Wort erreicht oder nicht.). Der Postbote aber, von dem es übrigens hieß, dass er kaiserlich gut war, da er dem Empfänger immer (und das bei jeder Jahreszeit) ein Kaiserswetter bescherte, wusste ganz genau, was er da zu tun hatte: Er vervollständigte das Lebenswerk des Dichters in seiner eigenen, postalischen Art und Weise, indem er eine seiner innersten Überzeugung und seinem ziemlich gut ausge-

bildeten Kunstverständnis gemäß entsprechende Adresse auf den Umschlag schrieb, der das letzte Wort enthielt, und das heißt hier: das vorletzte Wort. Die Schrift führte wo hin.

Der kaiserliche Postbote machte Schlagzeilen. Ein Interview mit der Gazette schlug er ab, doch ein Kompliment vom Herausgeber nahm er dankbar an. Manche kommunikationskundige Beamten und Interpreten meinten, strenggenommen sei der Postbote mehr als ein Postbote, da er sich ja offensichtlich auch schriftstellerisch herumzuschlagen verstand, um die zum Flow des literarischen Diskurses nötige Mobilität zu gewährleisten. Ausmachen, welches Wort wo hin geht: ein kleines Mysterium der Urteilskraft. Womöglich fängt hier sogar der Prozess der Rezeption an, erläuterte ein sprachlich begabtes Mitglied der Akademie. Womöglich fängt hier sogar der Prozess des Schreibens an, fügte ein anderes Mitglied hinzu. Und Hand aufs Herz, es ist kein Leichtes, eine Adresse auf einen Umschlag zu schreiben, auf dem keine Adresse steht.

Wenn man es recht bedenkt, ist das ja alles an sich eine Angelegenheit des Fernsehens. Höchst aktuell, aber irgendwie doch aus einer anderen Welt. Gerade erschien der Autor auf dem Bildschirm. Oben links. Er hat nun schon wieder den Mund aufgemacht. Wer ihm ganz gespannt zuhört, merkt, dass er was sagt. Jetzt spricht er zum Beispiel vom Prinzip der Unsagbarkeit. Er atmet die Wörter ein und aus. Die meisten Zuschauer nehmen aber an, dass er bloß in wohlbekannter auktorialer Weise medienfreundlich lächelt, denn er bewegt in der Tat kaum die Lippen, sondern zeigt vielmehr immerfort die Zähne. Er hat sie sich gleich nach dem Aufwachen geputzt – die linguistische Anständigkeit beginnt nämlich für einen waschechten Schriftsteller schon mit der Zahnbürste. Wie schwer es heutzutage ist, als frühzeitig zum Schweigen gebrachter Klassiker landesweit gefeiert zu werden und dabei trotzdem weiterzuleben, will dem Autor niemand glauben.



Sein vorletztes Wort hat der Präsident der Akademie unter tadelloser Berücksichtigung der Würde seines Amtes empfangen — und dann gleich ans Staatsarchiv weitergeleitet. Aus lauter Ehrfurcht vor einem staatlich anerkannten, anders gesagt bereits regelrecht bestatteten Klassiker hat auch der Vorstehende des Archivs es nicht gewagt, den Umschlag zu öffnen. Dennoch wird weitgehend angenommen, dass es sich um ein außerordentliches literarisches Meisterwerk handelt. Auch das Patentamt bekundete Interesse dafür, denn man kann nie wissen, zu was für eine Erfindung ein guter Einfall Anlass zu geben vermag, besonders, wenn man ihn entsprechend registriert und verwahrt. Bisher wurde der sogenannte jüngste Umschlag mehr als fünfhunderttausendmal in Fachzeitschriften und auf Konferenzen zitiert. Über seinen Inhalt häufen sich die Spekulationen und Dissertationen.

Den Autor selbst fragt keiner, denn wer will's schon so genau wissen? Er gilt jetzt als registrierte Marke. Von allen Devotionalien des Verlags verkauft sich sein Todesschein am besten, obwohl man inzwischen weiß, das er strenggenommen unzulässig ist. Das Vergissmeinnicht vom Umberto-Eco-Zentrum wurde

längst in die Lesezeichen gepresst, die die Omagialausgabe des trügerischen Scheins nebst einer Seitenansicht des jüngsten Umschlags zieren sollen.

Nicht wissen, was drin ist, darauf komme es an — so mehrere Spitzengermanisten mit langjähriger Erfahrung in der literarischen Umsetzung der quantenlinguistischen Unschärferelation. Nicht wissen? Der Autor ist ganz außer sich. Nur, außerhalb des Rahmens gibt es ja nichts. Wenn ich nun vollständig in den Schulbüchern versinke, bin ich wirklich tot, denkt er. Die Neuauflage seiner Bücher ist eine entschiedene Sache, denn sein plötzliches Aufwachen aus einem Schlaf, von dem nicht nur seine Kritiker gedacht hatten, es sei der Todesschlaf, wurde schließlich landesweit als geistige, als kulturelle Wiederbelebung, wenn nicht gar als Wiederaufstehung inszeniert. „Das Wort als Wesen/Hier wird's Ereignis!...Kultur! Kultur! Kultur! Wie beim alten Goethe...“, sagt der Kultusminister noch, bevor er anstoßt. „Prost! Das wird ein echter Hammer!“ „Ja...Prost...“ Der Autor schreibt weiter, obwohl er weiß, dass er so den Nerv der Zeit nie treffen wird.



Anzeige
KASTNER

ALEXEJ MOIR

Islam: Die schier grenzenlose Sucht nach Reinheit

Die Reinheit (ṭahāra) ist die Hälfte der Religion (Ḥadīth)

Hamid steigt mühsam die engen Gassen empor, tritt in ein Rinnsal aus Schmutzwasser und Urin, vorbei an Kindern, die sich mit Eselskot und verrotteten Melonenschalen bewerfen. Er klettert über meterhohe Müllberge, welche die kleine Insel Arwad vom offenen Meer trennen. Am Ufer schlüpft er aus den Sandalen, wirft das über die Hose fallende Baumwollhemd ab und geht ins Wasser. Eine Weile bleibt Hamid stehen und starrt in die Weite, als sähe er jeden Moment hinter dem Horizont die Masten der Kreuzfahrerschiffe auftauchen, tausend Jahre zu spät, schöpft mit beiden Händen trübbraunes Wasser und leert sie auf seine behaarte Brust. Der Schmutz der Umgebung scheint ihn nicht zu stören. Sorgfältig bereitet sich der Alte auf das Gebet vor. So gut er kann vollzieht er die rituelle Waschung. Er will rein mit Gott kommunizieren, wie es die Vorschrift will.

Reinheit und Unreinheit — dieses Gegensatzpaar, obschon präreflektiv und prätheologisch, durchzieht wie ein roter Faden die meisten Religionen. Wenn Reinheit der ideale Urzustand jeder Existenz ist, dann empfindet der Mensch die Unreinheit, durch welche Macht auch immer verursacht, als Angriff auf sein Leben und das soziale Gefüge. Im Extremfall führt der Rein-Unrein-Kontrast zur Verabsolutierung im kultischen Bereich (so bei der ägyptischen und alttestamentarischen Priesterschaft, bei den Mandäern und im Islam).

Das Alte Testament sieht in sieben Bereichen die Reinheit potentiell gefährdet und hat entsprechend umfangreiche Reinheits-Gesetze entwickelt. Sie betreffen den Umgang mit der Sexualität, mit Krankheit und Tod, mit Tieren und Pflanzen. Zudem gilt der Aufenthalt im Ausland als unrein, weil es der Herrschaftsbereich fremder Götter

ist. Die rituelle Reinigung wird wie in Ägypten mit Wasser, Ysop, Natron, Weihrauch, Sand und Schwefel vollzogen. Geräte werden abgeschabt, ausgekocht, ausgeglüht.

Hat das Neue Testament den kultischen Aspekt der Reinheit völlig unterdrückt, so greift der Islam die jüdische Tradition nicht nur voll Eifer auf. Er presst sie obendrein in ein akribisches Gesetzeswerk, das den Alltag eines Muslims bis ins Detail reglementiert. Die skrupulöse Beachtung mitunter absurd anmutender Reinheitsvorschriften soll Unsicherheit und Angst vor dem Umgang mit dem Göttlichen bannen.

Jahrhunderte lang haben sich die islamischen Juristen mit der Frage beschäftigt, was rein und was unrein ist und wie eine entstandene Verunreinigung zu beheben ist. Ihr unermüdlicher Eifer nährt sich aus der Gewissheit, dass Gott selbst rein (*najāsāt*) ist und nur Reines annimmt.

Dabei wird zwischen der nur körperlichen, der rituellen und der beide Aspekte verbindenden Reinheit nicht unterschieden.

Unter körperlicher Reinheit versteht man im Islam und im islamischen Recht, dass keine unreinen Dinge (*najāsāt*) oder ekelerregende Substanzen vorhanden sind, weder am Körper des Menschen, noch an seiner Kleidung oder an den Dingen, die er im täglichen Leben verwendet.

Erst wenn der Muslim zur rituellen Reinheit gelangt, ist sein Gebet und das Fasten gültig. Stets muss er auf der Hut sein vor verunreinigenden Stoffen, die in seiner Umgebung lauern, die er aber auch selbst produziert, wenn er beispielsweise seine Bedürfnisse verrichtet. Dazu



dienen besondere Waschungen, je nachdem, wie die rituelle Reinheit zuvor verloren ging. Grundsätzlich unterscheidet man zwischen der *ghusl*, der Ganzkörperwaschung, und der *wuḍūʿ*, der Teilwaschung. Und hier hat der Gläubige die nächste Hürde zu nehmen, um seinem Schöpfer rein gegenüberzutreten. Denn nicht jede Art von Wasser ist für den Säuberungsakt geeignet. Zunächst muss es in dreierlei Hinsicht unverändert (d. h. in seinem reinen, natürlichen Zustand) sein: in seiner Farbe, in seinem Geruch und seinem Geschmack. Dann unterscheidet man zwischen vier Arten der Reinheit; das *ṭahir muṭahhir* (was rein und zur Reinigung geeignet ist) meint das natürliche Wasser, dem nichts beigemischt ist. Sollte sich die Flüssigkeit in einem Behälter aus Eisen, Kupfer oder einem anderen Metall außer Gold und Silber befinden, so spricht man vom *ṭahir muṭahhir makrūh* (was rein und grundsätzlich zur Reinigung geeignet, aber dennoch abzulehnen ist). Wenn nun ein paar Tropfen Tee (eigentlich eine reine Substanz) zufällig ins Waschwasser geraten, dann spricht man von einem *ṭahir ghair muṭahhir* (was rein, aber nicht zur Reinigung geeignet ist). Die schlimmste Art der Verunreinigung, die *mutanajjis*, tritt ein, wenn das Wasser mit etwas von seinem Wesen her Unreinem in Berührung kommt.

In bestimmten Ausnahmefällen kann der Muslim die rituelle Reinheit durch eine Ersatzwaschung (*mutanajjis*), z. B. mit Sand, erlangen. Denn Gott verlangt von seinen Geschöpfen nur das, was diese auch erfüllen können. Nichts liegt ihm ferner, als ihnen Schaden zuzufügen — außer es ist sein unergründlicher Wille. Wenn jemand eine offene Wunde hat, die trocken gehalten werden muss, dann kann natürlich kein Wasser daraufgetan werden. Die Waschung ist für einen Muslim auch nicht verpflichtend, wenn seine Würde und Ehre dabei verletzt würden. Sollten sich am Waschbecken eine Gruppe von Menschen befinden, die sich über den Islam lustig macht und den Gläubigen gar verspottet, dann entfällt die Verpflichtung, sich dort zu waschen. Gibt es auch sonst keine Möglichkeit, den vorgeschriebenen Ritus zu vollziehen, so genügt der nur in

Ausnahmefällen gültige *tayammum*. Ein Muslim muss schon fest in seinem Glauben ruhen, um in solch einem Fall das feindliche Verhalten seiner Umgebung zu ignorieren. Ein Münchner Taxifahrer hält an einem Stand, holt aus dem Kofferraum seines Wagens eine Plastikschüssel, stellt sie auf den Gehsteig und füllt sie mit Wasser. Dann krempelt er sie Ärmel seines Hemdes bis über die Ellbogen auf, wäscht beide Arme und fährt mit der feuchten rechten Hand von hinten nach vorn über sein stark gelichtetes Haar. Er zieht Schuhe und Strümpfe aus, um seine nackten Füße dem vorgeschriebenen Ritus der Waschung zu unterziehen. Die spöttischen Bemerkungen einiger Passanten ignoriert er völlig.

Die verunreinigenden Dinge (*najāsāt*)

Überall ist das Leben des Muslims von der *najāsā* bedroht, die den Zustand seiner körperlichen und rituellen Reinheit aufhebt. Sie haftet dem Körper und der Kleidung äußerlich an und kann durch Reinigung von außen auch wieder beseitigt werden. Dagegen ist der *ḥadath* eine Unreinheit, der durch Austritt bestimmter Dinge aus dem Körper entsteht. Die *najāsā* muss zwingend entfernt werden, damit der Gläubige das Gebet in gültiger Form verrichten kann

Je nach der Schwere der Verunreinigung unterscheidet man die schwere oder grobe, die geringe und die mittlere *najāsā*. Als schwere Unreinheit gilt vor allem das Schwein mit all seinen Bestandteilen und allem, was es hervorbringt. Dazu zählen alle Arten des Haus- und des Wildschweins, und alle Körperteile sowie seine Körpersäfte und Ausscheidungen (Speichel, Samenflüssigkeit, Nasenschleim, Kot, Urin) sind große *najāsā*. Hierzu gehören auch die Borsten und die Haut. Einige islamische Rechtsschulen vertreten die Meinung, dass das Schweineleder dann verwendet werden darf, wenn es durch rituell korrektes Gerben bearbeitet wurde. Dennoch wird kein Muslim freiwillig Kleidung oder Schuhe aus solchem Leder tragen. Zu groß ist der Abscheu vor diesem mit Abstand unreinstem Tier, das sich auf Erden tummelt.

Auch der Hund steht auf dem Index der islamischen Welt. Im Gegensatz zu den meisten Rechtsschulen betrachten die *ḥanafīya* und die *mālikīya* das Tier selbst nicht als unrein, sondern nur seinen Speichel, sein Fleisch und seine Innereien. Haut und Haar aber gelten als rein. Teile der *ḥanafīya* wiederum stufen den Hundekot nur als etwas mittelschwer Unreines ein, weil nach ihrer Meinung die Ausscheidung nicht mehr zum Tiere gehört. Doch für die meisten Rechtsmeinungen — am deutlichsten in der *shāfiʿīya* belegt — gilt der Hund, lebendig oder tot, als grobe *najāsā*. Allerdings darf der Muslim dieses Tier als Jagd- oder Wachhund halten. Ausgeschlossen bleibt nur die Verwendung als Haustier. Dem Schwein aber bleibt jede Nähe zum Menschen verwehrt. Vom islamrechtlichen Standpunkt aus darf es nicht einmal zur Trüffelsuche abgerichtet werden.

Als geringe Verunreinigung gilt der Urin eines Kindes, das höchstens ein Jahr alt ist, das ausschließlich mit Milch gestillt wird und noch keine Zähne hat.

Eine ganze Anzahl von Substanzen fällt unter die Kategorie der mittleren *najāsā*. Das gilt zunächst für den Alkohol und für alles, was flüssig ist und berauscht. Dazu gehört auch jedes Tier, das ohne eine Schlachtung zu Tode kommt, das von Angehörigen einer der Buchreligionen (Juden oder Christen) geschlachtet wird und bei dessen Tötung ein anderer Name als der Gottes genannt wird.

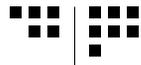
Unter Berufung auf den Koranvers *Und wahrlich, Wir zeichneten die Kinder Adams aus und trugen sie zu Land und Meer und versorgten sie mit guten Dingen und bevorzugten sie hoch vor vielen unsrer Geschöpfe (Sure 17, 70)* gilt nur der Leichnam des Menschen als rein. Er befindet sich hier in guter Gesellschaft mit den Fischen und anderen Geschöpfen, die ausschließlich im Wasser leben und obendrein den Heuschrecken. Diese wie auch die Meeresfrüchte darf der Muslim ohne zuvor erfolgte rituelle Schlachtung verzehren. Die allseits drohende *najāsā* tritt nicht ein. Auch jede Art von Eiter

oder Blut fällt in den Bereich der mittelschweren Unreinheit — außer dem Blut des Märtyrers. Es ist rein, und der Muslim kann den Leichnam des im Glaubenskampf Gefallenen ohne Bedenken berühren. Dasselbe gilt für das Blut von größeren Fischen, ohne dass diese am *jihād* teilgenommen hätten.

Mittelschwer belastet sind auch Kot und Urin von Mensch und Tier, die Milch eines Tieres, dessen Fleisch grundsätzlich nicht gegessen werden darf (z.B. Pferd und Esel), und jeder Teil, der von einem lebendigen Organismus abgetrennt wird. Selbst das ausgezupfte, nicht ausgefallene Haar des Menschen zählen die meisten Rechtsgelehrten zur mittleren *najāsā*. Auch das Erbrochene und Samen- und Erregungsflüssigkeiten gehören in diese Kategorie.

Der Muslim muss also bei Tag und Nacht auf der Hut sein, sich nicht zu beflecken. Kaum hat ein Hund sein Hosenbein oder die Hand geleckt, schon ist der Tatbestand der schweren *najāsā* erfüllt. Ein Säugling hockt auf dem Schoß des Onkels und hat durch die Windeln hindurch Pipi gemacht. Und schon ist die Hose des Onkels leicht verunreinigt. In ein sehr großes Wasserbecken fällt ein Becher mit Wein und das Wasser wird danach nicht bewegt: der Ort, wo der Becher hineinfel, gilt als mittelschwer verunreinigt, während das Wasser am gegenüberliegenden Beckenrand noch rein ist. Springt in dasselbe Becken ein Hund hinein, schwimmt kurz durch das Wasser und klettert am anderen Ende wieder heraus, dann ist aus islamrechtlicher Sicht das ganze Becken schwer verunreinigt.

Nach seinen sakralen Leibesübungen lehnt sich Hamid erschöpft zurück. Der aufkommende Ostwind treibt den unerträglichen Gestank des Mülls in seine Richtung. Doch egal. Die rituelle Waschung — Hamid ist sich da fast sicher — hat er peinlich genau vollzogen. Damit ist sein Gebet gültig. Alles Lob gebührt Allah. Und Allah weiß es am besten.



HERMANN WENZEL

Kybernetik des Alphabets am Beispiel der Runen

oder

Wie die Buchstaben ihr Aussehen erhielten

Schriftzeichen seien Zeichen von Lautzeichen, den Lauten der menschlichen Sprache. Das ist die verbreitete aber in historischer Sicht unzulässig abgekürzte Meinung vom Wesen der Buchstaben; denn neben ihren Eigenschaften als Begriffszeichen und Zahlzeichen, die sie in einigen Kulturen haben, sind sie etwas an sich, das außerhalb des Bezeichnens von Sprachgegenständen liegt.

Dieses eigentliche und erste Wesen der Buchstaben, die ich meine, und ich glaube guten Grund zu haben, den Rahmen der in Frage kommenden Alphabete nicht zu eng zu stecken, ist in ihrer Form begründet, in der Art, wie senkrechte, waagrechte, schräge und gerundete ‚Strichlein‘ zu einem auch Charakter geheißenem Gebilde zusammengesetzt wurden und, mit den anderen Zeichen ihres Systems, sich gegenseitig bedingend, eine unverrückbare Reihenfolge erhielten.

Erklärungen über den Zeichenbau der alphabetischen Schriftzeichen, die über Mutmaßungen hinausgehen, gibt es, meines Wissens nach keine, obwohl vielfältige und merkwürdige Phänomene, geradezu zum Fragen provozieren. Das Ordnen vergleichbarer Zustände bei intensiver Beobachtung der Zeichensätze hätte sicher längst zu einem Einstieg in die komplexe Materie geführt, wäre nicht durch Vorurteile verschiedener Art das Forschen so sehr erschwert worden. Da steht beispielsweise die Autorität eines Sokrates, den Platon im Theaitetos die Buchstaben ‚nicht weiter zerlegbare Elemente‘ nennen lässt. ‚Die Elemente seien zwar wahrnehmbar, aber unerklärbar und unerkennbar‘. Mit einem Seitenblick zu den ägyptischen Hieroglyphen und der parallel existierenden hieratischen Schrift, hält man die alphabetischen Schriftzeichen in ihrer heutigen Erscheinung generell für Relikte ehemaliger bildlich-gegenständlicher Signets, deren erkennbare Formen, durch häufigen Gebrauch verschlissen, unkenntlich geworden seien und sich zu einer Art Kurzschrift modifiziert hätten. Dies Letztere ist zusammen mit manieristischen Zierformen sicherlich ein Phänomen bei der Wandlung von Zeichen und man wird sich auch damit auseinanderzusetzen haben, aber dem einleitenden Gedanken vom bildhaften Ursprung muss mit großer Skepsis begegnet werden. Es ist das grundlegende Problem der einschlägigen Wissenschaft, dass sie den frühen Menschen, die unsere völlig abstrakten Zeichen schufen, die Fähigkeit zu Abstraktion und Verallgemeinerung nicht zubilligen möchte und stattdessen Wandlungsprozesse wie den ‚Verschleiß‘ bemüht, um die abstrakte Form der Buchstaben zu begründen. Selbst der sonst so rationale Johannes Friedrich beginnt sein Standardwerk *Geschichte der Schrift* mit den ‚klaren und anschaulichen Bildformen der ägyptischen Schrift, die den modernen Menschen mehr anspreche, als das krause Gewirr der Keilschriftzeichen‘, obwohl diese, wie er einräumt, als ältere, eigentlich den Vorrang verdienen.

Gegen die tiefe Verwurzelung des Vorurteils von der Priorität des gegenständlich Bildhaften haben Forscher wie A. Leroi-Gourhan und Marie König auf Tatsachen verweisen können, nach denen früheste zeichnerische Äußerungen generell ungegenständlich sind und aus Strichen, Punkten, Kurvaturen und deren rhythmischer Handhabung bestehen. Erst spätere Zeiten homogener Entwicklung wie die Magdalenienskultur führten in einer manieristischen Endphase zu Darstellungen von naturalistisch Gegenständlichem.

Die Zuordnung stellvertretender Einheiten zu begrifflichen Kategorien ist eine grundlegende Kulturleistung des Menschen.

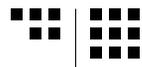
Das jüngere FUTHARK der gemeinnordischen oder dänischen Runen ist als Neuschöpfung, mit seinen aus der gleichen Schule kommenden schwedischen und norwegischen Varianten, das letzte Glied eines zweitausendjährigen alphabetischen Denkens, zu verstehen als vielschichtiger Unterbau sich abgrenzender Nachbarreligionen.

Am Ende der Untersuchungen wird deutlich werden, dass das FUTHARK in kurzer Zeit von einer kleinen Gruppe von Schriftgelehrten in den wesentlichsten Zügen geschaffen wurde und dass seine Zeichenformen nicht das Produkt einer Entwicklung sind, an welcher zahllose Menschen innerhalb von Generationen Anteil hatten, die Zeichen durch ständigen Gebrauch zu formen, wie es gängige Meinung ist. Gerade diese Formung durch Gebrauch war für das logische Gefüge des Zeichenbausystems ein zerstörerischer Faktor. ‚Kein Jot‘, sprich noch so kleines Strichlein, ‚dürfe an der heiligen Schrift verändert werden‘, heißt es in der Bibel. Das lässt sich dann verstehen, wenn man sich vorstellt, dass jedes Zeichen zahnradartig und doch auch als selbständiger Charakter in einem Getriebe, ähnlich einer astronomischen Uhr fungiert, wodurch ersichtlich wird, dass die kleinste Veränderung die Anzeigen verändert oder die Abläufe gar zum Stehen bringt. Gegen die Richtigkeit dieses Bildes scheint das Phänomen der Zeichenvarianten zu sprechen. Ein und dasselbe Zeichen erscheint nicht selten in wechselndem Gewand. Dazu ist grundlegend festzustellen, dass die Systematik des FUTHARK und der Aufbau von Inschriften verschiedene Perspektiven darstellen. Die Diskussion über die Idealtypen des FUTHARK, über die ursprünglich zwingend zugrunde gelegten Zeichenformen ist die wichtigste Voraussetzung der Zeichenanalyse. Figur 01 zeigt die variantenbereinigte Idealform des FUTHARK der jüngeren, dänischen Runen und zwar nicht in der überlieferten Gliederung in drei Geschlechtern, sondern in quadratischer Anordnung, die für die Zeichenbauanalyse von grundsätzlicher Bedeutung ist. Es treten keine Zeichenformen auf, die nicht eindeutig historisch belegt wären.

Anzumerken ist im Einzelnen, dass das obere Glied der 11. Rune h nicht senkrecht verläuft, wie häufig dargestellt, sondern leicht schräg nach links abgeht. Der Grund liegt darin, dass es sich um eines der allesamt schrägen Zweiglieder handelt und nicht um ein senkrecht Stammglied. (Senkrechte und waagerechte Zweiglieder existieren in den originären germanischen FUTHARK-Systemen nicht). Bei Runen mit normalem Zweiganschluss am oberen Ende steht der senkrechte Stamm oft ein Stück weit über. Dies würde ein weiteres Stammglied erzeugen. Es handelt sich um eine Abweichung von der Norm, eine Zeichenvariante, die hier keine Rolle spielt.

vh	u	þ	□(A)
r	kh	h	n
i	a	s	t
b	m	l	z/R

Abbildung 01
Die erschlossenen Zeichen
der Normalform des jüngeren
oder dänischen FUTHARK



Die Analyse versucht, basierend auf einer aus der Antike bekannten Methode der figurierten Arithmetik, zunächst das Zeichengefüge in seine definierten Elemente zu zerlegen und die Modalitäten ihrer Erscheinungen zu beschreiben. In einer zweiten Phase wird versucht die ‚Baupläne‘ ausfindig zu machen, die letztlich als kürzeste Formel im Zusammenspiel mit graphischen Anweisungen (Linienzügen) den eindeutigen Aufbau jeden Charakters und seine Stellung im Zeichensystem festlegt. Im Rahmen eines kurzen Essays lässt sich indes nur das Prinzip anhand einiger Beispiele beschreiben in der Absicht eine von der herrschenden Meinung grundsätzlich abweichende Hypothese mit plausiblen Beobachtungen zu untermauern.

Beobachtung der Zeichenbauelemente, ihrer Eigenschaften und Mengen

Unter Zugrundelegung des Ideal-FUThARKs beginnt die Beobachtung des Zeichenbaus mit der Feststellung, dass alle Zeichen außer | (i) gegliedert sind, also aus mehreren geraden oder gebogenen Linien bestehen, deren Längen durch einen Anschlusspunkt und ein freies Ende oder durch zwei Anschlusspunkte oder durch zwei freie Enden bestimmt werden.

Zählen wir die so definierten Glieder, gleich welcher Art, ergibt sich eine Summe von 56 Einheiten.

Als nächstes unterscheiden wir senkrechte und nicht senkrechte Glieder und stellen fest, dass auf jede dieser beiden

Die senkrechten Glieder nennen wir (nach der Vorstellung von einem Baum mit Stamm und Zweigen) *Stammglieder*. Sie beginnen jeweils auf der Grundlinie, sind ohne Ausnahme übereinander angeordnet und bilden zusammen den *Stamm* eines Zeichens.

3 StG1	1 StG1	3 StG1	2 StG1
1 StG1	2 StG1	2 StG1	2 StG1
1 StG1	2 StG1	1 StG1	1 StG1
2 StG1	2 StG1	1 StG1	2 StG1
Abbildung 02 Die 28 senkrechten Stammglieder (StG1)			

Ohne Berücksichtigung der Gliederung entspricht die Anzahl der vollständigen Stämme mit 16 Einheiten jener der 16 Runen des jüngeren FUThARK. Mit Ausnahme von *sowilo* (^h/s), das als einziges Zeichen einen *Halbstamm* aufweist erstrecken sich alle *Stämme* über die gesamte Höhe des Zeichens.

Die nicht senkrechten Glieder heißen *Zweigglieder* und bilden nach dem Bild des Baumes die *Zweige* am *Stamm*. Sie unterscheiden sich in 16 gerade und 12 gerundete Einheiten.

Bei 16 Runen mit 16 *Stämmen*, 28 *Stammgliedern* und 28 *Zweiggliedern* stellen sich ob dieser Gleichheiten erste

3 StG1	1 StG1	3 StG1	2 StG1
1 StG1	2 StG1	2 StG1	2 StG1
1 StG1	2 StG1	1 StG1	1 StG1
2 StG1	2 StG1	1 StG1	2 StG1
Abbildung 02 Die 28 senkrechten Stammglieder (StG1)			

Fragen nach bewusster Planung oder Zufall. Im Folgenden werden wir uns einer Antwort nähern, indem aufgezeigt werden kann, dass und wie diese zweimal 28 Glieder einer ausgeklügelten Disposition unterliegen.

Die Definition der *Stamm-* und *Zweigglieder*, die sich jeweils zwischen Anschlusspunkten, den Knoten und/oder freien Enden erstrecken, bringt uns zu einer weiteren Beobachtungsebene, nämlich jener der Begrenzungspunkte von *Stamm-* und *Zweiggliedern*.

Werden diese Begrenzungspunkte getrennt nach *Stämmen* und *Zweigen* ausgezählt, stellen sich jeweils 44 Einheiten ein. Abbildung 04 zeigt die Mengenverteilung bei Unterscheidung nach freien Enden und Knoten.

Die Verteilung der Knoten und freien Enden unterliegt also offenbar einer Ordnung; ob zufällig oder geplant lassen wir noch offen.

	freie Enden		innere Knoten		Summe
<i>senkrechte Stammglieder</i>	23	+	21	=	44
<i>schräge und gerundete Zweigglieder</i>	21	+	23	=	44
Summe	44	+	44		

Abbildung 04

Mit *Stammgliedern* und *Zweiggliedern* werden die Elemente des Zeichenbaus beschrieben. Mit *Knoten* und *freien Enden* beginnt die Benennung der Eigenschaften des Zusammenbaus. Weitere Eigenschaften werden folgen ohne sie hier vollständig erfassen und ihre Ordnung aufzeigen zu können:

- Unterscheidung gerader und gerundeter *Zweigglieder*
- Unterscheidung rechts oder links der *Stämme* ansetzender *Zweigglieder*
- Unterscheidung der Zeichen mit *Zweiggliedern* am oberen Ende des Stammes von solchen, bei denen dies nicht der Fall ist
- Richtungen der *Stamm-* und *Zweigglieder* (im Modell der Windrose)
- Lage der Knoten und freien Enden in einem für jedes Zeichen gültigen Proportionsschema

Da es hier lediglich um das Prinzip dieses kybernetischen Zeichenbaus als solchem geht und nicht um eine vollständige Darstellung der sehr komplexen Zusammenhänge, beschränke ich mich im Folgenden auf das Verteilungsschema der *Stamm-* und *Zweigglieder* (Abbildung 05 und 06) sowie ein Vernetzungsbeispiel zur Festlegung von Anzahl und Lage der *Stammglieder* (Abbildung 08ff).

Verteilungsschema der Stammglieder

Die Abbildung zeigt die 16 Runen des FUTHARK rechtsdrehend in Kreisanordnung. Vier Eckpunkte von vier gleichförmig einbeschriebenen Rechtecken erfassen jeweils 7 *Stammglieder*.

Die sich gegenüberliegenden kurzen Kanten der Rechtecke verbinden jeweils zwei Zeichen mit zusammen 3 oder 4 *Stammgliedern*. Die zwei, durch die schmalen Rechtecke gebildeten Kreuze können durch Drehung so übereinander geschoben werden, dass Runenpaare mit zusammen 3 oder 4 *Stammgliedern* sich überdecken. Damit wird das Ordnungsgefüge der *Stammglieder* nochmals verfeinert und die Möglichkeit zufälliger Gegebenheit eingeschränkt.

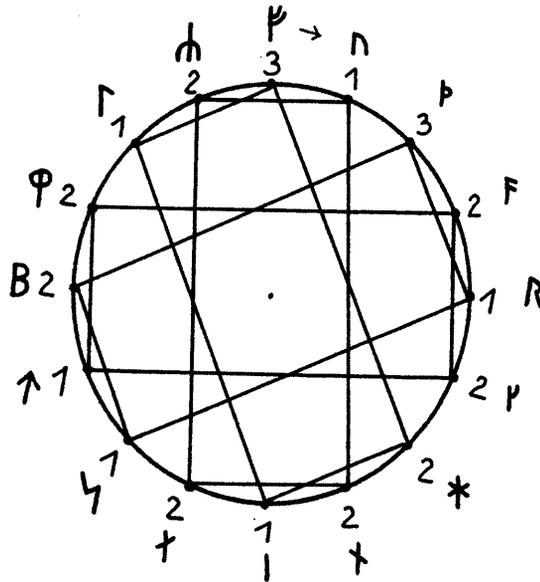
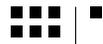


Abbildung 05

Kreisdarstellung des FUTHARK mit Gliederung durch vier Rechtecke

Was nun aber dem Zufall in ganz besonderer Weise entgegensteht, ist die Tatsache, dass das gleiche Verteilungsschema wie zuvor bei den *Stammgliedern* auch bei den *Zweiggliedern* vorliegt. Die gleichen vier Rechtecke im FUTHARK-Kreis erfassen jeweils auch 7 Zweigglieder. Und wie zuvor liegen sich, paarweise von den Ecken der schmalen Kanten erfasst, je 3 und 4 Glieder gegenüber.

Die Graphiken der Abbildungen 05 und 06 stehen nicht alleine da, um die Mengeneigenschaften der Stämme und Zweige zu ordnen. Das System ist mehrfach überbestimmt. Dazu zeigt Abbildung 07 ein Beispiel mit axialer Affinität zu den Vorfiguren und mit einer Erweiterung auf das Kriterium der Unterscheidung *gerader* und *gebogener Zweigglieder*.

Kreisdarstellung der 16 Runen des FUTHARK mit einer Graphik, die die Ordnung der Vorfiguren achsenrecht überlagert. Die peripheren Zahlangaben betreffen die jeweilige Anzahl gebogener Zweigglieder.

Es handelt sich um die harmonische Verschränkung von 4 isomorphen Trapezen. Die strichpunktierten Achsen zeigen die Harmonieeigenschaften. Die Ordnung der Zeichenbauelemente gilt hier besonders den Zweigen mit der Unterscheidung nach gebogenen und geraden Gliedern.

Die bisherigen graphischen Figurationen dienen der Feststellung der Tatsache, dass die runischen Linearzeichen logisch numerisch gegliedert sind und nicht das Resultat eines Verschleißes von ursprünglich einmal gegenständlichen Signets. Sie konnten etwas über die Verteilung der Gliedermengen in Zeichengruppen aussagen, nichts jedoch über die genaue Zuordnung der Elemente zu den einzelnen Positionen des FUTHARK, geschweige denn über die Art des Zusammenbaus der Glieder. Doch auch für all das gibt es Handlungsanweisungen mittels graphischer Leitlinien (Netze) und numerischer Folgen. Beispielhaft soll dies hier für die Stabglieder vorgeführt werden.

In Abbildungen 08 und 08 a werden zwei geschlossene Linienzüge in Form vernetzter Swastiken dargestellt, die jeweils die Hälfte des Zeicheninventars erfassen. Die Art, wie in der Peripherie paarweise neben-

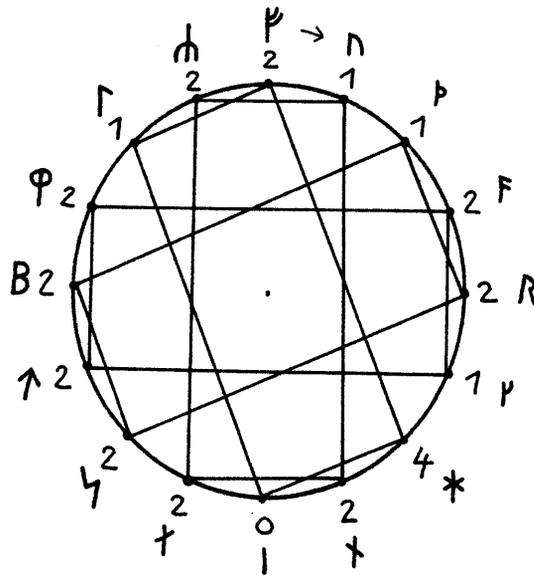


Abbildung 06

einander liegende Zeichenpositionen erfasst und übersprungen werden ist im Prinzip identisch mit dem von mir so genannten *Hauptrhythmus* des älteren gemeingermanischen FUTHARK (siehe TORSO 14), jedoch um eine Position versetzt.

Die beiden hier als Steuerungsfiguren eingesetzten Swastiken erscheinen rechtsdrehend mit einwärts weisenden Haken, die sich paarweise parallel gegenüberliegen. Die Vernetzung zu einem durchlaufenden Linienzug erfolgt durch zwei Parallelen, die jeweils die Enden zweier Swastika-Haken miteinander verbinden. Ich beginne und zeige den Paar-Summen-Ablauf (Folge der Summen der Stammglieder zweier verbundener Runen) in Abbildung 08 mit R nach Π nach † nach B nach Ψ nach Φ nach γ nach † nach R, beglei-

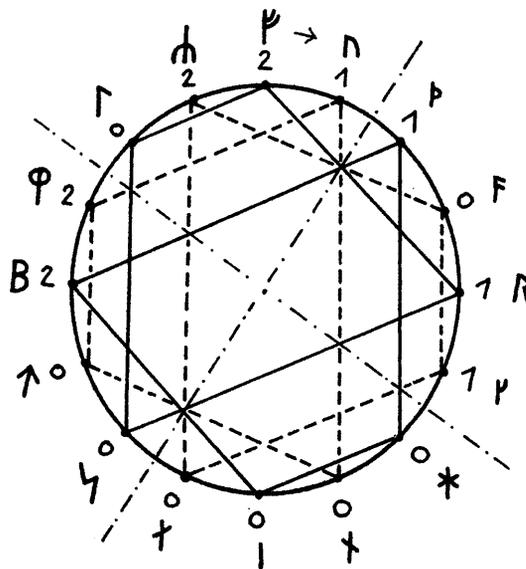


Abbildung 07



Zeichengruppe	Zweigglieder		Stabglieder	
	gerundet	gerade		
Ψ R 4 Γ	3	4	6	
∇ † ↑ ϕ	3	4	6	
ρ * B	3	4		8
F P † ϕ	3	4		8
	12	16	12	16
	28		28	

Abbildung 07 a

Zeichenfolgen und Gliedermengen der Trapeze in Abbildung 07

tet von den zugehörigen steigenden und fallenden Stammglieder-Mengen, hier jeweils mit einer Anzahl von Punkten auf den Verbindungslinien angegeben:

2 - 3 - 4 - 5 - 5 - 4 - 3 - 2 .

Und in Abbildung 08 a beginne ich mit † nach ↑ und erzielen den gleichen Mengenrhythmus:

2 - 3 - 4 - 5 - 5 - 4 - 3 - 2 .

Wird nun in jeder der beiden Teilfiguren eine Vorgabe gemacht, indem die wahre Stammgliederzahl eines Zeichens eingesetzt wird, z.B. für R „1“ oder † „1“ sind alle übrigen Gliederzahlen Position für Position durch die Regel obigen Mengenablaufs bestimmt. (Die Zweige des R treffen den durchlaufenden Stamm in der Mitte; deutlich in Abb. 01).

Es stellt sich nun die Frage, ob die beiden Schleifenzüge vereinigt werden können, damit es nur noch einer Vorgabe, eines einzigen Vorzeichens bedarf, um die Anzahl aller Stammglieder zu fixieren. Abbildung 09 zeigt, wie es geht.

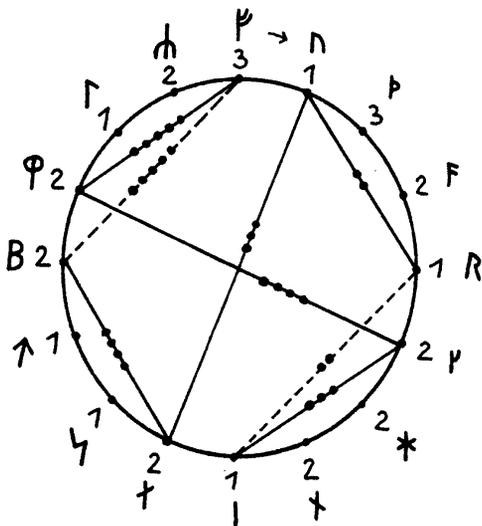


Abbildung 08

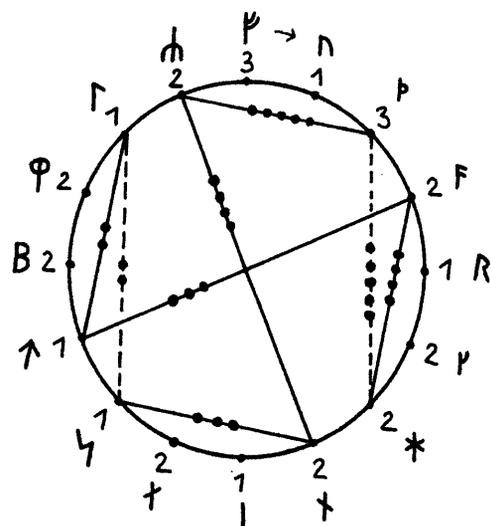


Abbildung 08 a

Die arabischen Zahlen auf dem Kreis geben die jeweilige Anzahl der Stammglieder an. Die Punkte auf den Verbindungslinien entsprechen wie zuvor den Summen der Stammglieder der verbundenen Runen.

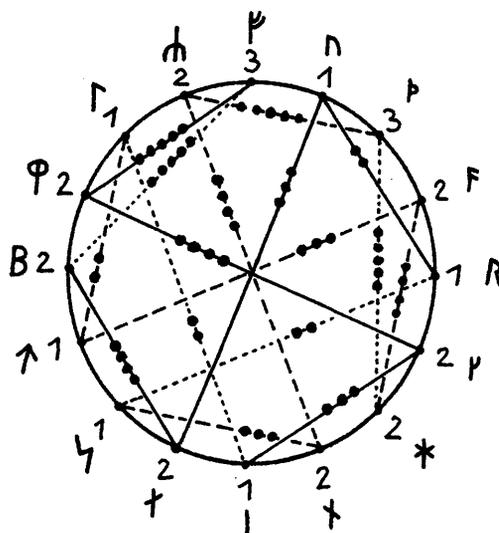


Abbildung 09
Doppelte Swastika

Indem ᚲ mit ᚴ und ᚦ mit ᚩ verbunden werden und die strichlierten Verbindungen der Abbildungen 08 und 08 a entfallen, gelingt die Überführung der beiden Teilnetze in ein einziges, unter Beibehaltung des obigen Mengenrhythmus und des gleichen Einsatzes bei ᚲ oder ᚦ in beliebiger Richtung. Die Gliederzahl (1) einer dieser Einsatzrunen ist vorzugeben, um die Anzahl der Glieder für jede Position zu fixieren:

2 - 3 - 4 - 5 — 5 - 4 - 3 - 2 — 2 - 3 - 4 - 5 — 5 - 4 - 3 - 2

Das Netz der doppelten Swastika bestimmt so die unregelmäßige Folge der Stammglieder, ob 1-, 2- oder 3-teilig, für jede der 16 Runen.

Es sollte deutlich geworden sein, dass die Zeichenformen der jüngeren Runenreihe auf einer differenzierten Planung beruht. Was noch fehlt ist das Ansetzen der *Zweigglieder* an den richtigen Zäsurpunkten der übereinander gestellten Stammglieder, die Ausrichtung der Winkel und Anordnung der Rundungen an richtiger Stelle. Es geht in ähnlicher Weise wie bei den *Stammgliedern* mit Hilfe graphischer Netze und geordneter numerischer Befehlsfolgen.